



J. S. Pitzger

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — April.

No. 4

Redaktion: Berlin N. 4, Invalidenstr. 145.

Die Irrthümer Ferdinand Lassalle's.

Von Paul Kampffmeyer in Zürich.

Eine kurze Spanne Zeit ist erst verflossen, seitdem sich das Grab über den grossen Agitator Ferdinand Lassalle geschlossen hat. Eine grandiose Reihe wirthschaftlicher und politischer Umwälzungen hat sich seitdem in Deutschland vollzogen. Der Lärm des modernen Industrie- und Verkehrslebens hat seinen Einzug in die Ruhe und Gemüthlichkeit der kleinbürgerlichen Welt gehalten, als deren typischer Vertreter sich noch zur Zeit Lassalle's der brave Schulze-Delitzsch betrachten konnte. In politischer Hinsicht hat eine gewaltsame Revolution von oben Deutschland total verändert. Kronen und Kurfürstenhüte fanden wenig Gnade vor den Trägern dieser Revolution. Durch Blut und Eisen ist das neue deutsche Kaiserreich zusammengekittet worden. Aber nicht dieser Revolutionen, auf welche wir ja wiederholt in diesen Jahren in unliebsamer Weise mit der Nase gestossen wurden, wollen wir heute gedenken, sondern der friedlichen Umwälzungen in der Theorie des deutschen Sozialismus. Wenn wir in diesen Jahren der Jubiläen doch einmal Rückschau halten müssen, so wollen wir unsere Blicke auf die Zeit lenken, wo die Theorie Lassalle's noch die herrschende war.

Vor noch nicht einmal fünfundzwanzig Jahren schrieb das Organ der Lassalleaner, der „Neue Sozialdemokrat“, siegesgewiss:

„Die Lehre Lassalle's ist die einzig wahre; sie ist unfehlbar, und der Glaube daran versetzt Berge. Ohne festen Glauben an ihre Lehre hätten die ersten Christen nicht geblutet für dieselbe; ohne die Unfehlbarkeit jener Religion wäre sie garnicht als Religion bekannt geworden. Und ohne den Lassalle'schen Glauben wird nimmermehr der Sozialismus diejenigen Wurzeln unter den Arbeitern schlagen, welche einst den Baum der glückseligen Menschen tragen sollen.“

Und heute scheinen uns schon theoretisch die Gesetzestafeln dieses Glaubens zerschlagen zu sein, obwohl ja noch immer grosse Massen sozialdemokratischer Wähler an einigen Grundgedanken Lassalle's unverrückbar festhalten. Ja, die politischen Theorien Lassalle's haben

sogar in vielen sozialdemokratischen Köpfen die feste Form allgemeiner Volksvorurtheile angenommen. Deshalb ist heute eine gründliche Kritik der Lassalle'schen Lehren eine noch durchaus aktuelle Arbeit.

Jeder Leser des grossen Agitators wird unter dem Zauberbann seiner begeisternden Sprache gestanden haben. Im Sturmschritt liest man die Brochüren Lassalle's, und deshalb rast man gar leicht über die Schwächen und Fehler ihrer Argumentation dahin. Erst neulich fiel mir bei der Lektüre des „Offenen Antwortschreibens“ der falsche Ausgangspunkt auf, den der Sozialpolitiker Lassalle bei seiner Beweisführung nahm. Ein Mann, der die sozialen Verhältnisse der Arbeiterklasse heben will, muss doch wenigstens die Gesamtheit derselben in's Auge fassen. Er darf nicht von bestimmten Produktions- und Aneignungsformen des heutigen Kapitalismus absehen.

Mit welch' köstlichem Humor thut Lassalle z. B. den braven Schulze ab, der sich so wohlig in der Welt des Kleinbürgerthums fühlt, dass er gar kein Auge für die eigenartigen Produktions- und Vertheilungsverhältnisse des Kapitalismus hat. Und dennoch scheint sich der Dunst kleinbürgerlicher Anschauungen auch dann und wann noch um den sonst so klaren Kopf Lassalle's zu legen. Die denkbar einfachsten Formen der Waarenproduktion setzt Lassalle bei seiner Beweisführung im „Offenen Antwortschreiben“ voraus. Der Austausch der Waaren scheint garnicht die Funktion einer ausgedehnten Kapitalistenklasse geworden zu sein, welche aus demselben grosse Gewinne schöpft. Der zahlungsfähige Konsument erhält für sein Geld im Handel ein Aequivalent, und nur vielleicht der vollkommen abgerissene Arbeiter verfällt da und dort der Ausbeutung der Krämer. Lassalle sagt in seinem „Offenen Antwortschreiben“: „Die Benachtheiligung, welche den Arbeiterstand trifft, trifft ihn, wie das sub 2 anzuführende Gesetz zeigen wird, als Produzenten. Es ist daher schon eine ganz falsche Hilfe, dem Arbeiter als Konsumenten helfen zu wollen, statt ihm auf der Seite zu helfen, wo wirklich der Schuh ihn drückt, als Produzenten. Als Konsumenten stehen bereits heute im Allgemeinen Alle gleich. Wie vor dem Gensdarmen, so sind vor dem Verkäufer alle Menschen gleich, wenn sie nur zahlen.“

Nur in der Sphäre der Produktion scheint also der Arbeiter ausgebeutet zu werden, und daher kann dem Arbeiter nur als Produzenten gründlich geholfen werden. Da liegen denn doch die Dinge etwas anders, als wie sie Lassalle darzustellen beliebt.

Der Arbeiter als Produzent, als thätige Kraft in irgend einer Branche, erhält einen bestimmten Lohn. Gewiss, dieser Lohn ist seinen Arbeitsleistungen nicht gleichwerthig. Der kapitalistische Unternehmer steckt einen Theil desselben in seine Tasche. Aber nur er allein? Da erscheint der Kaufmann, der nicht ein kleiner Pfennigkrämer, sondern ein ganz ausgewachsener Engrossist sein kann, und fordert seinen Antheil am Lohne, da tritt der Hausbesitzer auf und presst dem Arbeiter eine hohe Miethe ab, und dann kommt der Staat mit seinen direkten und indirekten Steuern und lässt ihn nochmals bluten. Die bestimmten konkreten Verhältnisse, unter denen der Waarenreichthum in der heutigen

Wirtschaftsweise produziert und angeeignet wird, muss der praktische Sozialpolitiker genau berücksichtigen, sonst packt er die soziale Frage nur an einem Punkte an und zimmert sich einen sehr einseitigen Reformplan zurecht. Marx als Theoretiker durfte bei der Analyse des kapitalistischen Produktionsprozesses von der Zirkulation und Vertheilung des Kapitals absehen, weil er die Produktion ungetrübt von dem Phänomen der Zirkulation und der Vertheilung betrachten wollte. Nicht so Lassalle, der praktische Sozialpolitik trieb. Lassalle sucht thatsächlich nur in der Sphäre der Produktion die Ausbeutung des Arbeiters. Für ihn ist nur der geringe Lohn des Arbeiters von Bedeutung, und deshalb fesselt die Theorie des Arbeitslohnes ausschliesslich seine Aufmerksamkeit. Die soziale Frage wird zu einer einfachen Lohnfrage herabgedrückt.

Bekanntlich hat Lassalle im Anschluss an eine Reihe bürgerlicher Nationalökonomem ein Lohngesetz entwickelt, das nach ihm den Namen des „ehernen Lohngesetzes“ erhalten hat. Wer jemals die schwungvollen Reden und Brochüren Lassalles gelesen hat, der wird sich noch der wuchtigen Worte erinnern, mit denen der grosse Agitator die Arbeiter aufforderte, das „eherne Lohngesetz“ zu einem Prüfstein für alle die Reformer zu machen, welche mit sozialen Verbesserungsplänen an sie herantreten würden. „Jedem,“ so sagte er, „der Ihnen von der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes spricht, müssen Sie vor Allem die Frage vorlegen: ob er dieses Gesetz anerkennt oder nicht? Erkennt er es nicht an, so müssen Sie sich von vornherein sagen, dass dieser Mann entweder Sie täuschen will oder aber von der kläglichsten Unerfahrenheit in der nationalökonomischen Wissenschaft ist.“

Und dennoch ist heute dieses Gesetz namentlich in der Begründung, die ihm sein beredter Anwalt gab, zum alten Eisen geworfen.

Es ist auffallend, dass Ferdinand Lassalle nicht sah, dass sein ehernes Lohngesetz im schreienden Widerspruch zu den Thatsachen steht, welche die Lohnbewegung namentlich in dem grossindustriellen England gezeitigt hatte. Nach Lassalle stand die Höhe des Lohnes in vollständiger Abhängigkeit von dem Angebot an Arbeitskräften, das Angebot aber ward ausschliesslich von dem natürlichen Wachsthum der Bevölkerung beeinflusst. Hatte sich die Arbeiterschaft dank guter Löhne zu stark vermehrt, so trat eine Verminderung des Lohnes ein; — war dagegen ihre Zahl zu gering geworden, so schnellte der Lohn wieder in die Höhe. Die Höhe des Lohnes war somit von der Grösse der sich anbietenden „Hände“ abhängig, und diese wieder von der Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung.

Was würde nun heute aus der kapitalistischen Produktionsweise werden, wenn diese von dem natürlichen Wachstume der Arbeiterklasse abhänge? Ueberwoge einmal die Nachfrage das Angebot, kurz, wären einmal zu wenig Arbeiter vorhanden, so müsste sich das Kapital eine kleine Wartezeit gefallen lassen, bis der Arbeitsmarkt dank der steigenden Löhne durch vermehrten Nachwuchs der Arbeiterschaft gefüllt wäre. Dieser Nachwuchs würde erst innerhalb von 15—18 Jahren den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes gerecht werden können. Da nun aber die

kapitalistische Wirthschaft innerhalb von 10 Jahren eine Reihenfolge von Perioden abwechselnder Anspannung, Ueberspannung und Erschlaffung zurücklegt, so würde, „bevor in Folge der Lohnerhöhung irgend ein positiver Wachsthum der wirklichen arbeitsfähigen Bevölkerung eintreten könnte, die Frist aber- und abermal abgelaufen sein, worin der industrielle Feldzug geführt, die Schlacht geschlagen und entschieden sein muss.“*)

Nach der Theorie Lassalle's bleibt der Lohn auf den Lebensunterhalt reduziert, der in einem Volke gewohnheitsmässig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung des Geschlechts nothwendig ist.

Steigt einmal der Lohn, so ungefähr argumentirte Lassalle, so vermehren sich die Arbeiter stärker wie gewöhnlich und sie drücken ihn dann auf und unter seinen früheren Stand herab; sinkt der Lohn dagegen unter das Niveau des nothwendigen Lebensunterhaltes, so entstehen Auswanderung, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kinderzeugung und eine durch Elend verursachte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Händen verringert und den Arbeitslohn wieder auf den früheren Stand zurückbringt. Eine gar traurig-düstere äussere Gestalt hat dieses Gesetz —, prüfen wir es aber auf Herz und Nieren, so zeigt es uns ein noch abschreckenderes Innere. Der innerste Kern dieses Gesetzes offenbart sehr deutlich die Charakterzüge des Malthus'schen Bevölkerungsgesetzes. Der alte Malthus lehrte nämlich, dass die Bevölkerung stets die Tendenz zeigte, sich über ihre Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren. Eine Folge davon wäre die Noth, das Elend in jeder Gestalt, die Krankheiten, Seuchen etc., welche Tod und Verderben in die zu dicht gedrängten Schaaren der Arbeiter säeten. Dieses Gesetz lässt nun Lassalle in etwas modifizirter Form in der heutigen Welt der Arbeit herrschen. Erhalten die Arbeiter nur eine geringe Lohnaufbesserung, so kommt diese in erster Linie dem nimmersatten Zeugungstrieb zu Gute. Dieser lässt eine zahlreichere Generation aufblühen, deren hungrige Mäuler bald wieder die geringen Vortheile aufheben, die den Arbeitern dank ihrer höheren Löhne zu Theil wurden.

Es fragt sich nun, wo findet dieser Zeugungstrieb seine Grenze. Heute hält ihn das Lohngesetz in Schranken. Wenn nun aber das Lohngesetz beseitigt ist, so kann er sich freier und zwangloser entfalten. Was dann? Die Nachkommenschaft wird sich gewaltig ausdehnen, und die leidige Brotfrage wird nach einiger Zeit wieder brennend werden. Die soziale Frage ist nur vertagt, nicht gelöst. Ja, es ist verhängnissvoll, wenn ein Sozialpolitiker, wie Lassalle, seine Argumente für das „eherne Lohngesetz“ auf den natürlichen Fortpflanzungstrieb gründen will. Entweder setzt er voraus, dass der Zeugungstrieb in seinen unheilvollen Folgen geregelt werden kann und öffnet damit einen Ausweg aus dem sozialen Elend, oder er hält ihn für eine nicht zu zügelnde Elementarkraft, und dann erklärt er das Räthsel der sozialen Sphinx für unlösbar.

*) Siehe Marx' Kapital.

Auf diesen letzten Weg scheint sich aber Lassalle nun selbst verweisen zu wollen; denn es ist unerfindbar, weshalb nicht schon heute die Arbeiterklasse, wenn ihr natürliches Wachsthum das Angebot an Arbeitskräften bestimmt, sich Beschränkungen in der Fortpflanzung auferlegt, um einen Einfluss auf die Regelung der Löhne zu gewinnen. Hätte Lassalle die Eindämmung der Folgen des Geschlechtstriebes für möglich gehalten, so wäre er von selbst auf den Gedanken gekommen, das Angebot an Arbeitskräften durch Verminderung der Nachkommenschaft zu reguliren.

Mit seiner Beweisführung verrennt Lassalle der Menschheit selbst die Aussicht auf eine glückliche Fortentwicklung. Nach Aufhebung des Lohnsystems stehen der Menschheit gleichsam einige fette Jahre bevor, dann aber folgen nach rapid schneller Fortpflanzung in unendlicher Reihenfolge die mageren Jahre.

Nun ruht aber die Theorie Lassalle's, dass das Angebot von Arbeitskräften und damit die Höhe des Lohnes ausschliesslich von der Fortpflanzung der Arbeiter abhängt, auf sehr schwankender Grundlage. Der Umfang des Angebots hängt von der Nachfrage nach Waaren, von der Höhe der technischen Entwicklung, von der Zahl und Organisation der Arbeiterschaft ab. Da die Kapitalisten nun mehr oder weniger die technischen Errungenschaften monopolisirt haben, so beeinflussen sie in gewisser Hinsicht auch das Angebot an Arbeitskräften. Eine technische Erfindung, die kapitalistisch ausgebeutet ist, vermehrt vielfach das Angebot um Tausende von Arbeitern. Die Arbeiterschaft kann dieselbe Kopfzahl beibehalten haben, und dennoch hat sich das Angebot dank grosser technischer Fortschritte vielleicht stark vermehrt. Die Arbeiterschaft kann sich andererseits stark vermehrt haben, und trotzdem ist das Angebot geringer geworden, weil sich eine starke Nachfrage nach Waaren geltend macht, und eine umfassende Organisation die Arbeiterschaft in den Stand setzt, auf die Regulirung des Angebots durch Herabsetzung der Arbeitszeit hinzuwirken.

Es ist interessant, zu sehen, dass sich Lassalle in seinen Agitationschriften nicht einmal einen Begriff von dem Einfluss der organisirten Arbeiterschaft auf die Regelung des Angebots gemacht hat. Er sagt einmal in seinem „Bastiat-Schulze“: „Wohin kämen die Waarenverkäufer, wenn sie nicht im Stande wären, ein, zwei, drei Wochen einer in ihrem Preise zu niedrigen Nachfrage gegenüber zurückzuhalten? Der Verkäufer der Waare „Arbeit“ ist hierzu eben nicht im Stande. Er muss los schlagen, exekutirt vom Hunger“.

Es ist, als wäre die gewaltige englische Gewerkschaftsbewegung spurlos an dem lebhaften Geiste Ferdinand Lassalle's vorübergegangen. Der heldenmüthige, mitunter monatlange Kampf der englischen Arbeiter um die Erhöhung der Löhne, beweist er nicht, dass die Arbeiter bei starker Organisation durchaus nicht ihre Waare „Arbeitskraft“ auf alle Fälle loszuschlagen haben? Der Arbeiter kann mit seiner Arbeitskraft markten. Die millionenköpfigen Gewerkschaften, die zahlreichen Unterstützungsgesellschaften gegen Arbeitslosigkeit, Unfall und Krankheit, sie

alle stellen sich als thatkräftige Versuche der Arbeiterschaft dar, einen durchgreifenden Einfluss auf die Regelung des Angebots zu gewinnen. Von dem Augenblick an, wo der erste Arbeiterverein zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen entstand, hatte die Todesstunde des regellosen Angebots geschlagen.

Aber nicht nur den einen Pol des Marktes, das Angebot, kann die Arbeiterklasse beeinflussen, nein, auch den anderen, die Nachfrage. Die Arbeiterklasse ist wohl im Stande, wirksam ihren Konsum zu organisiren. Sie kann thatkräftig mit der Waffe des Boykotts gegen den Absatz bestimmter Waaren vorgehen. Von zwei Seiten also kann die Unternehmerschaft durch die organisirten Arbeiter angegriffen werden. Und daher kann die Arbeiterschaft eine energische Sozialpolitik entfalten. Gewerkschaften, Konsumvereine, Genossenschaften können die wirtschaftliche Machtstellung der Kapitalisten schwer bedrohen.

So lange das „eherne Lohngesetz“ in der Begründung, die ihm sein eifriger Verfechter Lassalle gegeben hatte, bibelgläubig nachgebetet wurde, musste es alle sozialen Reformversuche im Keime ersticken. Wirkte doch das eherne Lohngesetz wie eine düstere, fatalistische Gewalt, vor der es kein Entrinnen gab. Immer und immer wuchs ja dank einiger sozialen Verbesserungen die Anzahl der um Lohn und Brotwerbenden „Hände“, immer und immer sank dadurch der Lohn wieder herab. Und äusserst folgerichtig wiesen daher die orthodoxen Lassalleaner alle wirtschaftlichen Verbände, wie Gewerkschaften und Konsumvereinigungen, als vollkommen nutzlos für eine Verbesserung der Arbeiterlage von der Hand.

(Schluss im nächsten Heft.)

Der Arbeiterphilosoph Josef Dietzgen.

Von Dr. Bruno Wille in Friedrichshagen.

Ich soll über Dietzgen schreiben, so wünscht die Schriftleitung dieses Blattes. Mit Bedenken gehe ich an die Aufgabe; denn was ich aus meinem Verkehre mit dem Arbeiterphilosophen mittheilen kann, wird unbedeutend erscheinen, und ein Aufsatz über seine Philosophie müsste eine Studie sein, d. h. die Frucht einer Sorgfalt, die ich jetzt nicht aufwenden kann. Dennoch schreibe ich über Dietzgen; ich sage mir nämlich: Eine Eigenschaft hast du, die jeder haben sollte, der diesem Manne gerecht werden will; du liebst ihn! Man sagt zwar, Gerechtigkeit müsse ohne Hass und ohne Liebe sein. Wie aber, wenn es ungerecht wäre, jemand nicht zu lieben, wenn die Gerechtigkeit gerade in der Liebe bestände? Der Fall mag in unserer unliebenswürdigen Welt selten vorkommen, — ich habe ihn erlebt. Dietzgen war eine so ausserordentlich edle Erscheinung, dass ich glauben muss: Wer ihn kannte, nicht oberflächlich, sondern innerlich, und dabei empfänglich war für den Adel einer Persönlichkeit, der konnte nicht umhin, ihm Bewunderung und Zuneigung zu zollen.

Wie ich Dietzgen kennen lernte? — Durch einen „Zufall!“ bin ich versucht zu sagen. Aber bei einiger Ueberlegung erscheint dies Wort, hinter dem sich so oft Gedankenlosigkeit versteckt, mir unpassend. Wenn wir uns klar machen wollen, wie wir eigentlich zu diesem bedeutsamen Ereigniss, zu jener Wendung auf unserer Lebensbahn gelangt sind, und nun die Kette von Ursache und Wirkung rückwärts verfolgen, so kommen wir oft bei einer Kleinigkeit an, die anscheinend zufällig, ohne tiefere Beziehung zu unserem Wesen, sich ereignet hat. Doch mir scheint, diese Auffassung der Dinge zeigt gewöhnlich an, dass wir nicht im Klaren sind über das innerliche Band, auf das sich unsere Einzelgeschicke aufreihen. Ich habe gar häufig gefunden, dass „Zufälligkeiten“ bei tieferer Betrachtung sich darstellen als natürliche Folgen unseres Charakters, unseres Herzenszuges, der ja nach einem Dichterworte „des Schicksals Stimme“ ist. Und in diesem Sinne verstehe ich auch meine Bekanntschaft mit Dietzgen.

Als sechszehnjähriger Schüler des Gymnasiums in Aachen war ich unter Vermittlung eines gemeinsamen Freundes in Korrespondenz getreten mit Hugo Vogt, der in gleichem Alter das Gymnasium zu Elberfeld besuchte. In jugendlichem Enthusiasmus schlossen wir, ohne uns je gesehen zu haben, Freundschaft. Was unsere gährenden Köpfe bewegte, wurde in Gedichten und Abhandlungen erörtert. Erst nach Jahren als Bonner Studenten lernten wir einander persönlich kennen. Und wenn wir auch anders waren, als wir auf Papier uns ausgenommen hatten, so traten wir doch in freundschaftlichen Verkehr. Was uns vor Jahren zusammengeführt hatte und noch immer fesselte, waren gemeinschaftliche Geistesinteressen, die ich im Vergleich zum gewöhnlichen Treiben auf „Pennal“ und „Alma mater“ in Kürze mit dem verpöndenden Ausdrucke „Allotria“ bezeichnen möchte. Auf der Schule soll man nur der vorgeschriebenen Disziplinen beflissen sein; wer dagegen, anstatt sein Pensum pflichtschuldigst zu „büffeln“, in freier Begeisterung, innerm Berufe folgend, auf Geistesgebiete sich wirft, die abseits von dem vorgezeichneten Pfade liegen, der treibt, wie die Schulmeister sagen, „Allotria“ und verdirbt sein Examen, vielleicht gar seine Seele. Wenn nun auch auf der Universität die „akademische Freiheit“ waltet, so bedeutet sie doch nur eine Freiheit im Aeusserlichen. Innerlich sind die Studentengeister noch recht geknechtet; sie entwickeln sich grossentheils im Banne der traurigen Grundsätze, die ihnen auf dem Pennal eingepflichtet wurden. Das „Pensum“ gilt es zu bewältigen, das Examen zu bestehen, die Stellung zu erschnappen und „Carrière“ zu machen. Alles andere — von den Vergnügungen der Musensöhne natürlich abgesehen — gilt im Allgemeinen als „Allotria“.

Vogt und ich begegneten uns in lebhaftem Interesse für Allotria. Wir beschäftigten uns z. B. mit Dichtung, Philosophie und — Sozialismus. Vogt, der bereits auf dem Gymnasium Sozialist und dann als Student in Berlin ein eifriger Anhänger des akademisch-sozialistischen „Mohren-Klubs“ gewesen war, führte mich in die volkswirtschaftliche Seite der sozialistischen Weltanschauung ein. Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen in Deutschland, auch wohl der Umstand, dass die Behörden sich mit dem akademischen Agitator beschäftigten, führte Vogt zu dem Entschlusse, nach Amerika auszuwandern. Um Erkundigungen über seine künftige Heimath einzuziehen, wanderte er eines Tages von Bonn nach dem Städtchen Siegburg an der Sieg zu Josef Dietzgen, der, wie es hiess, mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut war. Abends trafen Vogt und ich im „Bären“ zusammen. Vogt war von Dietzgen begeistert. „Du musst ihn besuchen — meinte er; du kannst viel von ihm lernen, und ihr werdet gut mit einander auskommen. Ich habe ihm von dir erzählt, und er lässt dich durch mich einladen.“ Wenige Tage darauf

befand sich Vogt auf dem Ozean. Für Leser, welche sich für sein weiteres Schicksal interessiren, erwähne ich, dass er Redakteur und ein Führer der deutschen Sozialdemokraten in New-York geworden ist.

So wurde ich auf Dietzgen geführt. Mir scheint, die Ursache war kein eigentlicher „Zufall“. Dafür spricht auch noch der Umstand, dass ich Dietzgen in der That aufsuchte, — was durchaus nicht jeder Student gethan hätte. Den Studenten von gewöhnlichem Schlage hätte es zwar interessirt, dass es einen philosophirenden Lohgerber giebt; doch das dünkelfhafte Pochen auf die eigene „akademische Bildung“ würde ihn wahrscheinlich bestimmt haben, den „dilettirenden Handarbeiter ohne Vorbildung“ eines Ausfluges nach einem drei Stunden weiten Orte nicht zu würdigen.

Als ich in dem freundlichen Siegburg nach Dietzgens Wohnung fragte, wies man mir ein Häuschen, das, von Wein umrankt, inmitten eines Gartens an einem Bache lag. Felle, die im Wasser weichten, und der Geruch von Eichenrinde, kündigten die Lohgerberei an. Ein hübsches, hochgewachsenes Mädchen führte mich in das Wohnzimmer und ging, den Vater zu rufen. Man sah es dem traulichen Raume an, dass sein Besitzer litterarische Interessen hatte; dafür sprachen Zeitschriften und Bücher, die offenbar nicht zur blossen Schau dastanden, sowie ein Portrait von Béranger.

Dietzgen trat ein und begrüßte mich herzlich. Ein riesenhafter Mann, der mit seiner Körperkraft und jugendlichen Lebendigkeit seine 54 Jahre nicht verrieth, obwohl der üppige Vollbart ergraut war. Der erste Blick auf das edle Gesicht genügte, um mir die Ueberzeugung zu verschaffen: das ist ein genialer, edler Mensch. Die grossen, feurigen, dunklen Augen erinnerten an bekannte Goethe-Portraits. Auf der schönen Stirn lag eine heitere Philosophenruhe antiken Stils. Mit Männlichkeit paarte sich der Ausdruck eines weichen, zarten Gemüths. Die herzliche Geselligkeit und auch der einschmeichelnde Singsang seiner Sprache kündigten den Rheinländer besten Schlages an. Seine Stimme klang metallisch, etwas nasal. Dietzgen kam unmittelbar von der Arbeit auf seiner Werkstätte, und sein Freimuth fand nichts Bedenkliches darin, dem Besucher in Hemdärmeln entgegenzutreten. So bildete er eine ideale Illustration zu dem Titel seines ersten Buches „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit. Von einem Handarbeiter.“

Dietzgen machte sich zu einem Spaziergange mit mir bereit. Seine Lohgerberarbeit liess er ohne Weiteres liegen, wie er sie denn überhaupt nur soweit betrieb, als er nöthig hatte, um seinen bescheidenen Hausstand zu erhalten. Zum Sklaven des Broderwerbes hatte dieser Philosoph nicht das Zeug. Wie heimisch er in den Regionen höheren Geisteslebens war, merkte ich nach den ersten Worten. Keine Spur von Werkelstaub lag auf seiner grossartigen Seele; mehr durchgeistigt vermochte kein Professor vom Studirtische sich zu erheben, wie dieser Lohgerber von seiner Handarbeit. Wenige Minuten, und wir befanden uns im lebhaftesten Gespräche über philosophische Bücher und Probleme. Ich staunte über Dietzgens fachmännische Belesenheit und allgemeine Bildung, die geeignet war, jene Protzen zu beschämen, die mit Geringschätzung auf den Unstudirten herabzusehen pflegen. Sogar mit der antiken Litteratur hatte sich der Arbeiterphilosoph beschäftigt, und zwar mit tieferen Erfolgen, als sie an Gymnasial-Abiturienten erscheinen, obwohl er der griechischen Sprache unkundig, und im Lateinischen ein Anfänger war. Als ich in der Folgezeit einmal in Begleitung eines Studenten, der als Historiker brillirte, nach Siegburg kam, vermochte Dietzgen in einer Diskussion über einen ziemlich entlegenen Spezialgegenstand der Geschichte in schlagfertiger Weise Rede zu stehen. Solche Aeusserungen von Wissen und geistiger Ueber-

legenheit erfolgten mit einer Natürlichkeit und Schlichtheit, in der kein Atom von jener Grossspürigkeit lag, wie ich sie nicht selten an Autodidakten bemerkt habe. Dietzgen war viel zu sachlich und weise, um jemals imponiren zu wollen.

So lange ich in Bonn war, gehörten die Wallfahrten nach Siegburg zu meinen liebsten Unternehmungen. Gewöhnlich brachte ich Dietzgen Bücher aus der Universitäts-Bibliothek mit. Zuweilen begleiteten mich befreundete Studenten. Und immer mehr lernte ich den Arbeiterphilosophen bewundern und lieben. Die Vielseitigkeit, Kraft und Frische seiner Begabung wirkte begeisternd gleich einem Eichenbaume, dessen Stamm, Geäst und Krone sich durch Ueppigkeit auszeichnen. Dietzgen war keine einseitig abstrakte, nüchterne Natur. Mit einem fein und scharf gegliederten Begriffsleben verband er ein gewisses Poetengemüth. Auf Spaziergängen leuchtete sein Auge, wenn es bei Naturschönheiten verweilte. Dichtungen, auch lyrische, die von unkünstlerischen Gemüthern stiefmütterlich behandelt werden, fesselten ihn. Einmal recitirte er mir die Uebersetzung eines Gedichtes von Burns, die er in formvollendete Verse gekleidet hatte. Wenn meine Erinnerung nicht trügt, sagte er mir damals, er habe mehrere Lieder von Burns und Béranger nachgedichtet. In der Biographie, die Dietzgen's Sohn in der „Neuen Zeit“ veröffentlicht hat, sind ein paar hübsche Originalgedichte unseres Arbeiterphilosophen mitgetheilt. Jugendlich war Dietzgen's Gemüth trotz seiner Jahre geblieben. Mit humorvoller Heiterkeit, zwanglos harmonirend und freimüthig plaudernd, sass er gelegentlich zwischen uns jungen, übermüthigen Burschen bei Bier oder Bowle. Stets aber hielt er sich fern vom Trivialen auf einer geistigen Höhe, die selbst frechen Gelbschnäbeln Achtung einflösste. Im Uebrigen, das heisst als Bürger von Siegburg, lebte er einsam, fast einsiedlerisch. Die Spiesser waren nicht nach seinem Geschmack; auch hatten sie, besonders die Beamten, eine gewisse Scheu vor dem Sozialisten. Mit Parteigenossen, deren sich in dem nicht fernen Köln schon genug befanden, kam er zur Zeit meines Verkehrs wenig zusammen und schien überhaupt keinen Beruf für das Parteigetriebe zu haben. Er erzählte mir, dass er ein paar Vorträge in sozialdemokratischen Versammlungen gehalten, auch — wenn ich nicht irre — einmal für den Reichstag kandidirt habe, meinte aber, er sei kein Redner und kein Tagespolitiker. Von einem Rencontre mit der hohen Obrigkeit erzählte er in seiner gemüthlichen Art. Kurz nach dem Hödel'schen Attentat hielt er auf Veranlassung der Parteigenossen in Köln eine Vorlesung über „die Zukunft der Sozialdemokratie“. Das Manuskript wurde als Broschüre gleichen Titels*) veröffentlicht.

„Inzwischen hatte das zweite — Nobiling'sche — Attentat stattgefunden, darob die uniformirte, dekorirte, betresste, bedoktorte und beamtete preussische Welt auffuhr wie von der Tarantel gestochen. Sie beschlagnahmte meine Schrift, koppelte mich mit dem Handgelenk an einen andern Vagabunden und lieferte uns Beide am Vorabend vor Pfingsten in das Kölner Arresthaus am Klingelpütz. Nachdem ich dort zwei Monate verbracht, stellten sie mich mit dem Redakteur der „Neuen freien Presse“ und mit meinem Freunde Kröger, der sich der Kolportage dieser staatsgefährlichen Schrift schuldig gemacht hatte, vor das Kriminalgericht, unter der Anklage, durch diese Rede und Schrift — was weiss ich — die Klassen aufgehetzt, die Religion heruntergerissen, den öffentlichen Frieden gefährdet zu haben u. s. w. u. s. w. Nachdem uns das Gericht von Strafe und Kosten freigesprochen, wurde ich wieder vom Gensdarm an's Kettchen gelegt und in meine Zelle abgeführt. Der Staatsanwalt hatte appellirt; und als die zweite Instanz nochmals auf Freispruch erkannte, appellirte der Hartnäckige zum dritten mal an den Kassationshof in

*) Neuer Abdruck: Berlin 1896, Expedition der Buchhandlung Vorwärts.

Berlin, der endlich die Schrift und den Autor freigab, bis wenige Tage nachher das Sozialistengesetz der Freiheit ein radikales Ende machte und mir die Behörde dokumentarisch versicherte, die Zukunft der Sozialdemokratie sei verboten. Hat nicht Xerxes das Meer gepeitscht, weil es unruhig war? Nun lasst die Preussen mal peitschen: die Sozialdemokratie wird sich schon ihre Zukunft schaffen.“

Von Dietzgen's sonstigen Lebensschicksalen ist mir aus seinem Munde, sowie aus der Biographie, die sein Sohn Eugen in der „Neuen Zeit“ (1894/95) veröffentlicht hat, Folgendes bekannt geworden. Josef Dietzgen wurde 1828 in Blankenberg geboren, einer ehemaligen Raubritterfeste, die mit ihren Ruinen von einem Berge auf die Sieg hinabschaut. Die Dietzgen gehören zu den ältesten Bürgerfamilien des Sieghales. Josef Dietzgen besuchte eine Dorfschule zu Uckerath und dann für kurze Zeit die Bürgerschule in Köln. Er soll ein sehr lebhafter Junge gewesen sein, dessen Schelmenstreiche für Pastor, Bürgermeister und die ganze Umgegend manches Aergerniss abgaben. Deswegen schickte ihn der Grossvater für ein halbes Jahr zu einem strengen Pfarrer, wo Dietzgen die Anfangsgründe des Lateinischen lernte. Der Eintritt in das Jünglingsalter und das Erwachen der Liebe mässigten das Temperament zur Sinnigkeit und Ruhe. In der Gerberei des Grossvaters beschäftigt, hatte der junge Dietzgen gewöhnlich neben seiner Handarbeit ein aufgeschlagenes Buch liegen. Auf diese Weise lernte er ohne Lehrer fertig französisch lesen und ziemlich geläufig sprechen. Dichtung, Philosophie und Nationalökonomie interessirten ihn auf das Lebhafteste. Er dichtete auch Verse, die besser als mittelmässig sind. Der Sozialismus entwickelte sich in ihm unter dem Einflusse französischer Nationalökonomie und besonders des kommunistischen Manifestes. Mit 21 Jahren wurde Dietzgen durch die Reaktion, welche der achtundvierziger Erhebung folgte, nach Amerika getrieben. Hier war er Gerbergeselle, Anstreicher — Schullehrer und zumeist — „Tramp“. Hauptsächlich zu Fuss durchquerte er die Vereinigten Staaten vom Norden bis zum Golf von Mexiko, vom Hudson bis zum Mississippi. Zu Anfang 1852 finden wir ihn wieder in Grossvaters Gerberei. Er heirathete eine „tiefreligiöse Waise“, wie sein Sohn erzählt, „deren Herzengüte und Lebensfreude ihn beglückte, bis der Tod ihn 1877 zum Wittwer machte.“ Obwohl die Mutter betete, der Herrgott möge doch den freidenkerischen Mann zum alleinseligmachenden Glauben bekehren, war die Ehe eine höchst glückliche, denn der Gatte stand in der Verehrung der Frau „zeitlebens nächst dem Herrgott an allererster Stelle“, und Dietzgen behandelte die religiöse Ueberzeugung seiner Frau mit der ihm eigenthümlichen zarten Duldsamkeit, gewiss auch mit jener Weisheit, die im Fremden doch auch Heimisches, im Irrthum eine gewisse Wahrheit zu erkennen vermag. Des Reliefbildes der Frau mit den milden Zügen, modellirt von dem ältesten Sohne, erinnere ich mich noch gut. Es hing im Familienzimmer zu Siegburg, und als Dietzgen mir sagte, wen es vorstelle, kam in seine Stimme ein weicher Klang und in sein Auge wehmüthiges Träumen.

Wirthschaftlich wandelbar, wie eben ein Amerikaner, legte Dietzgen in einem Dorfe der Heimath eine Kolonialwaarenhandlung nebst Bäckerei an. Obwohl er nur die Hälfte des Tages der Sorge für das Brod, die übrige Zeit aber dem freien Studium des Wissens widmete, blühte sein Geschäft doch auf. „Um sich schneller eine ökonomische Unabhängigkeit zu sichern, und dadurch sich unbeschränkt der Wissenschaft hingeben zu können“, wanderte er 1859 abermals nach den Vereinigten Staaten, wurde aber durch die Unruhen des Sezessionskrieges nach zwei Jahren wieder in das heimische Land getrieben. 1864 trat er als Werkführer in eine Regierungserberei zu St. Petersburg ein, deren Leistungsfähigkeit durch seine Kenntnisse bald verfünffacht wurde. Nach Siegburg siedelte er 1869 über,

weil ihm eine daselbst gelegene Gerberei durch Erbschaft von Seiten eines Onkels zugefallen war. Das kleine Siegburger Geschäft und einiges Vermögen gestatteten dem Philosophen eine ziemlich ungestörte geistige Thätigkeit. Mit der Zeit gestaltete sich jedoch seine wirthschaftliche Lage daselbst immer ungünstiger. Das kam nicht nur von der Macht des Grosskapitals und von dem Grundsätze Dietzgen's, den Erwerb nur als Mittel zur Geistesentfaltung zu betrachten, sondern auch wohl daher, dass jeder Leu seine Laus hat, und Grossmuth, Gutherzigkeit und Vertrauensseligkeit gar leicht Leute anlocken, die sich — raffinirt oder naiv — davon vorwärts schleppen lassen. Auch die bereits erwähnte Untersuchungshaft von drei Monaten fügte dem Geschäfte einen schweren Schaden zu. In der Zeit seiner wirthschaftlichen Ebbe war es, wo ich Dietzgen kennen lernte. Aber keine Spur von Gedrücktheit war ihm anzumerken. Hoch und frei in heiterer Ruhe, hoffnungsvoll, auf eigene Kraft vertrauend, trug er stets das olympische Haupt. Von Dietzgen's Familie lernte ich den ältesten Sohn Eugen, weil er in Amerika weilte, nicht kennen. Aber wiederholt erzählte der Vater liebevoll von ihm. Der jüngere Sohn war zur Zeit meines Verkehrs in Siegburg ein frischer Knabe, der das Gymnasium besuchte. Zwei Töchter befanden sich noch im Hause; die eine, ein schmuckes Mädchen, führte den Haushalt, die andere war leider durch Epilepsie zerrüttet, ein schmerzliches Motiv in dem sonst so harmonischen Leben unseres Philosophen. Die älteste Tochter, die in Petersburg an einen Lederfabrikanten verheirathet war, lernte ich auf ihrer Durchreise durch Berlin kennen, als sie zum letzten Male den Vater in Siegburg besucht hatte und nun wieder nach Russland ging; ich fand in ihr eine Wiederholung des edlen Vaters ins anmuthig Weibliche übertragen. Damals im Militärrocke, erfreute ich mich einer Korrespondenz mit Dietzgen, der mir einige seiner „Briefe über Logik“ im Manuskript mittheilte.

In seiner jugendlichen Elastizität entschloss sich der 56jährige Dietzgen, zum dritten Male nach Amerika zu gehen. Er wollte seiner Familie eine bessere und freiere Existenz verschaffen, sich aber Musse zu philosophischer Arbeit. Bald nach seiner Apkunft in New-York 1884 übernahm er die Redaktion des eben gegründeten „Sozialist“, bis ihn die Liebe zu dem in Chicago ansässigen Sohne Eugen 1886 dorthin führte. Als unter der Maske der Gerechtigkeit eine Klassenjustiz die anarchistischen Märtyrer von Chicago hingemordet hatte, übernahm Dietzgen für ein halbes Jahr die Chefredaktion der sozialistischen Zeitung und blieb bis zu seinem Tode Mitarbeiter derselben. Im Jahre 1888, über Erwarten frühzeitig, starb der im Alter noch jugendlich, reckenhaft gebaute und geistig spannkraftige Mann, der, wie er mir erzählte, abgesehen von humorvoll ertragenen Unpässlichkeiten, nicht wusste, wie Kranksein thut. Selbst vor dem Sterben hat der Glückliche das nicht erfahren. Denn ohne peinliche Vorboten verspürt zu haben, sank er plötzlich todt um, mitten im Gespräche über den Sozialismus, dessen Zukunft er in seiner klarblickenden, fast prophetischen Weise behandelte. Es war an einem heitern Frühlingssonntag. Vater und Sohn waren im Lincolnparke spaziren gegangen und hatten in angeregter Stimmung eine Flasche Wein getrunken. Nach dem Mittagessen, dem Dietzgen mit seinem prächtigen Appetite zugesprochen hatte, sass die Familie beim Kaffee, als ein Bekannter eintrat und an dem Gespräch über die soziale Frage in einer wenig orientirten Weise theilnahm.

Nun wurde unser Philosoph ungewöhnlich lebhaft. „Mit unvergesslicher ernster Emphase“ erzählte er, wie er schon vor vierzig Jahren die heutige Arbeiterbewegung vorausgesehen, und war dabei, seine Ansichten über den bald zu erwartenden Sturz der kapitalistischen Produktionsweise auseinanderzusetzen, als er plötzlich mit erhobener Hand mitten in einem Satze innehielt

und verschied, noch nicht ganz sechzig Jahre alt.“ Ein Ende, das in seiner Schönheit und Würde sich passend der harmonischen Persönlichkeit des Philosophen angliedert. — Auf dem Todtenplatze Waldheim bei Chicago ruhen seine Gebeine neben den hingemordeten Anarchisten.

Dietzgen's geistige Persönlichkeit möge noch durch folgende Züge aus seinem Leben veranschaulicht werden. Er war mit Ludwig Feuerbach befreundet und in brieflichem Verkehr. Feuerbach hat denn auch auf Dietzgen's Weltanschauung einen bedeutenden Einfluss ausgeübt. Als der Arbeiterphilosoph erfuhr, Feuerbach sei in Armuth verstorben, brach der sonst so seelenruhige Mann in Weinen aus. — Auch mit Karl Marx war Dietzgen befreundet. Marx erwähnt rühmend den Arbeiterphilosophen, besonders dessen ökonomische Einsicht im Vorwort der zweiten Ausgabe des „Kapitals“, besuchte ihn auch wiederholt. In Petersburg schrieb Dietzgen Aufsätze über „Das Kapital“, welche Marx bewunderte und professoralem Unverstande als beschämende Beispiele von Verstehen und Wissen eines Handarbeiters vorhielt. Auf dem Haager Kongress 1872, den Dietzgen als Delegirter besuchte, wurde er von Marx mit den Worten vorgestellt: „Da ist unser Philosoph!“ —

Recht bezeichnend für den heiligen Ernst, welchen Dietzgen seinem geistigen Berufe widmete, und zugleich für seine lebenswürdige Lebensweisheit ist ein Brief, welchen er 1880 seinem Eugen nach Amerika schrieb: „Einen wesentlichen Theil von mir, den Du wohl ahnen wirst, aber wovon Du doch nichts Eigentliches wissen kannst, da wir ihn nie besprochen, weil Du zu jung dazu, möchte ich Dir doch offenbaren. Dadurch werden wir uns noch besser verstehen lernen. Nämlich kurz: mich verfolgt seit früher Jugend ein logisches Problem, ‚die letzten Fragen alles Wissens‘. Das sitzt mir wie ein Stein im Kopf. Wenn im Laufe meiner vergangenen Jahre die Noth herantrat, konnte ich es auf ein paar Jahre verlieren; aber nach hergestellter Ordnung der Dinge kam es immer wieder, und immer verstärkter und klarer, so dass mir erst in den letzten Jahren die Ueberzeugung gewachsen ist, es sei meine Lebensaufgabe; sowohl mein innerer Seelenfriede, wie die sittliche Pflicht fordern Hingabe und Arbeit für dasselbe . . . Mein Sinnen geht überall dahin, den Kopf leer zu halten, damit ich dem Problem nachhängen kann. Seit den letzten Jahren bin ich gar übel daran, es steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, und die leiblichen Sorgen gestatten mir doch keine Ruhe, um viel daran zu thun. Das sei für jetzt genug. Von der Sache selbst kann ich Dir noch nicht viel sagen, bis Du reifer geworden. J. H. v. Kirchmann, der Herausgeber der ‚Philosophischen Bibliothek‘, nennt als erste Vorbedingung der Philosophie ein an Erfahrungen und Schicksalen reiches eigenes Leben, was Vieles gesehen, jede Lust und jeden Schmerz gekostet, das Rechte und das Unrechte selbst gethan und gelitten hat. — Nun möchte ich Dir noch warm empfehlen, unter allen Umständen wahre Bildung, nicht mit Gänsefüßchen, hochzuhalten und besonders in Amerika nicht zu vergessen: dass man schwachern soll für das Leben, aber nicht leben für den Schwacher. Auch im Urtheil gegen und über Deine Umgebung nie hart, sondern stets human zu sein. Um lebenswürdig zu handeln, muss man lebenswürdig denken: Tugenden und Fehler stecken immer in einander, auch der Bösewicht ist ein guter Kerl, und der Gerechte sündigt des Tages siebenmal. Nun leb' heiter und arbeite muthig.“

Dietzgen's Thätigkeit als Schriftsteller begann während seines Aufenthaltes in Russland; hier schrieb er „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit. Eine abermalige Kritik der reinen Vernunft. Von einem Handarbeiter“ (1869 bei O. Meissner in Hamburg). In Petersburg verfasste er auch seine Aufsätze

über „Das Kapital“ von Marx. Während des Siegburger Aufenthaltes (1869 bis 1884) entstanden viele Artikel über nationalökonomische und philosophische Fragen; sie erschienen im „Volksstaat“ und „Vorwärts“ (Leipzig), im „Sozialdemokrat“ und der „Neuen Gesellschaft“ (Zürich), in der „Neuen Zeit“ (Stuttgart) und der „New-Yorker Volkszeitung“. Von Broschüren, die aus der gleichen Zeit stammen, sind zu nennen: „Die Religion der Sozialdemokratie“, „Die bürgerliche Gesellschaft“, „Sozialökonomisches“, „Offener Brief an Heinrich von Sybel“ (sämmtlich in Leipzig erschienen), „Ueber den Glauben der Ungläubigen“ (Solingen). Die „Briefe über Logik“, welche an den Sohn Eugen gerichtet sind, wurden 1880—1883 geschrieben und erschienen theilweise im Züricher „Sozialdemokrat“ (1883/84). In Chicago schrieb Dietzgen 1886 „Streifzüge eines Sozialisten in das Gebiet der Erkenntnisstheorie“ (1887 von der Volksbuchhandlung zu Hottingen-Zürich verlegt) und 1887 „Das Acquisit der Philosophie“, eine aus gereifter Einsicht geborene Umarbeitung des Erstlingswerkes.

Nicht in der Lage, eine Studie über Dietzgen's Philosophie jetzt herauszubringen, möchte ich wenigstens einige charakteristische Proben seiner Denkungsart vorführen. Ich wähle sie aus einem Bande*), den ich für die reifste Geistesfrucht unseres Philosophen halte, und der das „Acquisit der Philosophie“ zusammen mit den „Briefen über Logik“ bringt.

Ein Hauptgrundsatz der Weltanschauung von Dietzgen, den er im Gespräche mit Gegnern und Anhängern in allerlei Variationen anzuwenden pflegte, geht darauf aus, dass die Dinge in einer Weise von einander zu unterscheiden sind, welche doch ihre Zusammengehörigkeit nicht zerstört. Aus diesem Bewusstsein von der Vielheit in der Einheit und der Einheit in der Vielheit entsprang eine Fülle feiner Ideen, und nicht allein das abstrakte Bedürfniss des Antheilnehmenden wurde dabei befriedigt, es konnte auch eine Stimmung über ihn kommen, wie sie Jakob Böhme's Wort beschreibt:

„Wem Zeit wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.“

„Die Natur — sagt Dietzgen — umfasst Alles und ist das All. Verstand und Unverstand, Sein und Nichtsein, alle Widersprüche sind in ihr enthalten. Ausser ihr giebt es keine Sprüche und auch keine Widersprüche. Da sich nun der Menscheng Geist in Sprüchen und Widersprüchen ewig herumtreibt, um ein klares Bild von derselben zu gewinnen, so hat er an dem unermesslichen Objekt auch eine unermessliche Arbeit. Was sich in der Natur widerspricht, soll unser Kopf auflösen. Wenn er so viel Selbstkenntniss besitzt, zu wissen, dass er keine Ausnahme von der allgemeinen Natur, sondern ein natürliches Stückchen desselben Stoffes ist (trotzdem er sich „Geist“ nennt), so weiss er und muss er zugleich wissen, dass seine Klarheit sich von der natürlichen Verworrenheit, dass sich die Lösung des Räthsel vom Räthsel selbst nur ganz mässig unterscheiden kann. Nur durch mässige Unterscheidung lösen sich die Widersprüche, nur durch die erkenntnistheoretische Wissenschaft, dass überschwängliche Grundverschiedenheiten eben nur Ueberschwänglichkeiten sind. Das menschliche Unterscheidungsvermögen ist im ersten unkultivirten Zustande zu Uebertreibungen geneigt, und das Geistige vom anderweitig Natürlichen, Körperlichen und Kräftigen himmelweit zu unterscheiden, ist ein Ueberbleibsel unkultivirter Gewohnheit.“ Diese Auffassung weist jeglichen Dualismus

*) Stuttgart 1895 bei Dietz. Mit Portrait des Verfassers.

zurück, indem stets die Einheit des Widersprechenden betont wird. Da giebt es keine absoluten Gegensätze wie Gott und Welt, Uebernatürlich und Natürlich, Geist und Körper, Himmel und Erde, Kopfarbeit und Handarbeit, Obrigkeit und Unterthan, vornehme und geringe Klasse. Auf ein Niveau der Gleichheit und Genossenschaftlichkeit werden alle Gegensätze gerückt. Der Kopf braucht nun nicht in's Transcendente zu fahren, um sich in der widerspruchsvollen realen Welt zurechtzufinden. Und alle Streitereien über Freiheit, Volkswohl und dergleichen lassen sich zusammenreimen in der Erkenntnis, dass die Extreme sich in der Einheit berühren, und dass „die wahre Freiheit und das beste Recht zusammengesetzt ist aus einzelnen Freiheiten und Rechten, die einander widersprechen, ohne undenkbar zu sein“. Nur keine Vergewaltigung, keine Zerstückelung und Trennung des Lebendigen und darum Einheitlichen! Dietzgen's Erkenntnislehre predigt den Spezialisten in Theorie und Praxis, „im Hinterhalte das Bewusstsein zu hegen, dass alle Sonderheiten lebendig zusammenhängen und im Leben nicht so wie in der Wissenschaft durchschnitten sind, sondern fließend ineinander laufen und übergehen. So gipfelt denn schliesslich unsere Begriffswissenschaft in dem Gesetz: Du sollst den Universalbegriff, den Begriff des Universums in untergeordnete Begriffe theilen und wieder theilen, bis in die Puppen; sollst aber auch das Bewusstsein hinter dem Rücken haben, dass diese begriffliche Klassifikation eine Formalität ist, womit der Mensch sich über seine Erfahrungen orientirt; ferner sollst du dir deiner menschlichen Freiheit bewusst bleiben, deine Erfahrung, welche sich im Verlauf der Zeit stetig bereichert, durch veränderte Klassifizierung fortschreitend erhellen zu können. Dinge sind Begriffe, Begriffe sind Namen, und Dinge, Begriffe und Namen einer stetigen Vervollkommnung unterworfen. Die stabile Bewegung und die bewegliche Stabilität — das ist der zu vermittelnde Widerspruch, der alle Widersprüche zu vermitteln möglich macht.“

Aus solcher Grundanschauung, sowie aus Hegel's Studium heraus, konnte wohl ein Sozialismus hervordringen, welcher die materiellen Bedürfnisse und Lebensgrundlagen, die Träger der produktiven Kraft aus ihrer aschenbrödelhaften Lage befreien und zur verdienten Geltung im sozialen Leben befördern will und frühzeitig gewisse Wahrheiten der materialistischen Geschichtsauffassung erfasste.

„Speziell demokratisch-proletarische Logik“ nennt Dietzgen die Denkkunst, die er in seinen Briefen über Logik zu vermitteln sucht. Denn, so meint er, „ein Instrument, das Jedermann besitzt und Jedermann gebraucht, ist wohl auch ein demokratisches Instrument. Der Intellekt ist allen Menschen gemein und deshalb eine Angelegenheit der Gemeinschaft oder Gesellschaft, ein sozialdemokratisches Instrument und eine sozialdemokratische Angelegenheit.“ „Wer ein rechter Sozialdemokrat sein will, muss seine Denkweise verbessern.“ „Totale Einhelligkeit wird sich nie erreichen lassen; jedoch ist ein Fortschritt dazu unverkennbar. So wird auch die Erkenntnistheorie wohl niemals ihren Gegenstand erschöpfen und uns im Gebrauch unserer Geisteskräfte unfehlbar machen; jedoch dürfen wir deshalb nicht auf Besserung verzichten. Auch die Sozialdemokratie arbeitet energisch daran, die Köpfe einhelliger zu machen, weshalb ihr denn auch eine triftige Erkenntnistheorie nur gelegen sein kann.“

Welch' eine Fülle geistiger Begabung steckt doch grösstentheils keimend und schlummernd in den Massen der Handarbeiterschaft, und welch' eine geistige Blütenpracht, welch' ein Geistesfrühling würde sich entfalten, wenn es gelänge, den Druck einer übermässigen und einseitigen Körperarbeit, die Aermlichkeit und Herbe Noth der proletarischen Lebenshaltung, den Mangel an Bildung von den 95 Prozenten der modernen Gesellschaft hinwegzunehmen, und Wohlstand, Bildung, Freiheit und Musse allem Volke zu verschaffen! So empfindet wohl

Jeder, der die Gestalt eines Dietzgen gerecht und nachdenklich betrachtet. Dietzgen gehört eben zu den ganz wenigen Handarbeitern, die unter günstigen Umständen ihren Geist aus dem Wuste ihres Klassenmilieus heraus zum Lichte emporzurungen verstanden. Dietzgens erfolgreiche Selbsterhebung und Selbstbildung ist eine Ausnahme, nicht etwa eine Regel von der Art: „Das Genie bricht sich immer Bahn“. Es gilt, die Ausnahme zur Regel erst zu machen.

Gedichte.

Von Richard Dehmel in Pankow.

Ausblick.

Jetzt einen Schritt, dann stürzt vom Rande
 Mein Leben in die Schlucht hinab.
 Wie hängt die Sonne tief im Lande!
 Ich recke mich auf meinem Stande,
 Und alle Sehnsucht fällt mir ab.

Denn dort aus Wald- und Wolkenkränzen
 Ragt mir erreichbar Firn an Firn,
 Die Wirklichkeit ist ohne Grenzen:
 Wie nah die fernen Dörfer glänzen,
 Der Strom dazwischen wie ein Zwirn!

Ich lehne mich zurück mit Grauen:
 Was ist hier gross, was ist hier klein!
 Da blüht ein Enzian; nun schauen
 Zwei Menschaugen in den blauen,
 Einsamen, winzigen Kelch hinein.

In gelben Pollen reift der Samen,
 Unendlichkeiten ahnen mir,
 Und selig ruf' ich einen Namen —
 Du Mutter meiner Kinder, Amen,
 Mein Leben Du, ich danke dir!

Störung.

Und wir gingen still im tiefen Schnee,
 Still mit unserm tiefen Glück,
 Gingen wie auf Blüten,
 Als die arme Alte
 Uns anbettelte.
 Und Du sahst wohl nicht,
 Als Du ihr die Hände drücktest
 Und Dich liebeich zu ihr bücktest,
 Wie durch ihr zerrissenes Schuhzeug
 Ihre aufgeborst'nen

Blauen Füße glühten.
 Ja, ein Mensch geht barfuss
 Im eignen Blut durch Gottes Schnee,
 Und wir gehen auf Blüten.

Der Fluss.

In den abendgelben Fluss
 Grub mein Ruder schwarze Trichter,
 Ohne Wort und ohne Kuss
 Sah'n wir auf die Wellenlichter,
 Sah'n wir eine dunkle Bucht
 Still das kahle Ufer spiegeln,
 Sah'n der Berge starre Wucht
 Seine wirbelvolle Flucht
 Vor uns, hinter uns verriegeln.

Als wir dann um Mitternacht
 In der Stadt mit Flüsterlauten
 Auf der hohen Brückenwacht
 Standen und hinunterschauten,
 Schienen uns die schwarzen Mauern
 In dem grauen Wasserschacht
 Ihren Einsturz zu belauern.

Still, die Sonne kommt herauf,
 Klar verfolgen meine Träume
 Bis zum Meere seinen Lauf,
 Durch die morgenrothen Bäume
 Steigt der blaue Nebel auf.

Eine freie akademische Universität.

Ein Projekt aus dem Jahre 1848.

In den letzten Jahren sahen wir in den skandinavischen Ländern, in Finnland, in England und den Vereinigten Staaten jene Bestrebungen, welche die Universitäts-Bildung immer weiteren Volkskreisen zugänglich machen wollen, eine stets wachsende Bedeutung gewinnen. Ich erinnere nur an die dänischen Studenten-Arbeiterbildungs-Vereine, die finnischen Wander-Universitäten und alle jene Versuche in den Staaten englischer Zunge, welche man als University-Extension bezeichnet. Letztere Versuche haben, wenn auch in schwächerer Form, in Oesterreich und in Deutschland Nachahmung gefunden, z. B. in den Wiener Kursen, dem Berliner national-ökonomischen und sozial-politischen Kursus und dem sozial-wissenschaftlichen Kursus in Halle.

Die Bestrebungen, die alle — mögen sie sich nun ihre vorläufigen Ziele etwas weiter oder weniger weit stecken — in letzter Linie einen

höheren Volksunterricht in ausgedehntestem Maasse zu erreichen suchen müssen, liessen die Unzulänglichkeit unserer heutigen Universitäts-Organisationen mehr als früher zu Tage treten und erwarben dadurch der Idee, freie, von dem Staat unabhängige Korporations-Universitäten zu gründen, immer neue Anhänger. Ansätze zu solchen freien Universitäten finden wir schon in früherer Zeit in den städtischen Universitäten unserer westlichen Nachbarn, wie namentlich in einer grossen Anzahl von Hochschulen in den Vereinigten Staaten.

Als erste derartige in ihrer Lehr- und Lern-Thätigkeit vom Staate unabhängige Universität sahen wir die Brüsseler Université libre entstehen, die in kurzer Zeit von bescheidensten Anfängen heraus sich zu einem in jeder Hinsicht hervorragenden Lehrinstitut entwickelt hat. Eine Nachfolgerin wird die Université libre in absehbarer Zeit in der Amsterdamer freien Universität erhalten. Das Charakteristische dieser Art Universitäten besteht darin, dass sie unter Beibehaltung der bewährten Form des Unterrichts der heutigen Staats-Universitäten in zwiefacher Beziehung ihre Ziele weiter stecken, indem sie erstens allen neuen Richtungen der Wissenschaft, voran der Staatswissenschaft, volle Gleichberechtigung zu Theil werden lassen,*) zweitens, indem sie die Schüler nicht zu einer dem Volke fremden Gelehrten-Klasse heranbilden — wie dies auf den alten Universitäten überall der Fall ist — sondern sie vielmehr auf ihre Zusammengehörigkeit mit der grossen Masse des Volkes hinweisen, sie zu lernenden Mitstreitern und zu Lehrern des aufstrebenden Proletariats zu machen suchen.

Diese neuen Bildungsstätten stehen ganz im Zeichen unserer sozialen Bewegung des Aufstrebens der grossen, arbeitenden Masse. Die Lösung dieser neuen Bildungsstätten ist rastlose Geistesarbeit, produktive Geistesarbeit zum Nutzen der Gesamtheit.

Für uns, die wir diese Entwicklung der modernen, freien Universität so unmittelbar vor Augen haben, dürfte es von grossem Interesse sein, ein Projekt kennen zu lernen, welches im Jahre 1848 aus der Erkenntniss der Unzulänglichkeit des damaligen Universitätsunterrichts hervorging, also zu einer Zeit, wo der vierte Stand sich in Deutschland erst in den Anfängen einer Trennung vom dritten Stande befand und dieser dritte Stand, das Bürgerthum, allein die Intelligenz des Landes verkörperte.

In Folgendem geben wir den Entwurf, unter Weglassung der Vorrede, wortgetreu wieder aus einer „Denkschrift zur Gründung einer freien akademischen Universität.**)

§ 1. Idee der akademischen Universität.

Die allgemeine deutsche freie akademische Universität, als deren Sitz vorläufig Frankfurt a. M. vorgeschlagen worden ist, stellt durch Schrift und

*) In dieser Beziehung verdient das Pariser Projekt einer Hochschule, an welcher jede Lehre von einem Anhänger vorgetragen werden soll, besondere Beachtung.

***) Der volle Titel lautet: **Denkschrift zur Gründung einer freien akademischen Universität.** Zugleich eine Einladung zu einem am 28. und 29. August d. J. zu Frankfurt a. M. im Gasthof zum Landsberg stattfindenden wissenschaftlichen Kongress. Frankfurt am Main. Verlag von Johann Valentin Meidinger. 1848.

Lehrvortrag den philosophischen Organismus der besonderen Wissenschaften und dieselben in ihren ideellen Allgemeinheit dar. Sie giebt hierdurch dem Bewusstsein des deutschen Volkes seinen wissenschaftlichen Ausdruck und bietet ihm diesen als die Tiefe seiner eigenen Wahrheit, mittelst der vollendeten freien Jugendbildung, zum Genusse.

§ 2. Verhältniss der akademischen Universität zu den deutschen Hochschulen.

Die akademische Universität betrachtet sich demnach als die höchste Gestaltung des gemeinsamen freien Geisteslebens, und die übrigen Bildungsanstalten als Voraussetzungen ihrer selbst, indem sie das Studium der wissenschaftlichen Wissenschaft, d. h. der philosophisch ausgebildeten Disziplinen, an's Ende und nicht an den Anfang der vollendeten freien Jugendbildung setzt. Die Hochschule lässt dagegen die besonderen Wissenschaften und die Philosophie einseitig auseinander treten, setzt beide aus ihrer organischen Totalität heraus und sowohl jene, als diese zu blossen Fachwissenschaften herunter. Die auf den Hochschulen zu bildende Jugend hat eine besondere Disziplin als Vorbereitung für einen bestimmten Beruf vor Augen und auf der anderen Seite steht ihr das Allgemeine des Staats- und Wissenschaftslebens als ein Jenseits. Das Volksbewusstsein, als Anfang und Schluss der Bildungsschule, bricht sich auf den Hochschulen in den Farben der verschiedenen Stammeseigentümlichkeiten.

Hiernach erscheinen die bisherigen Hochschulen als gelehrte Seminarien, im Verhältniss zur akademischen Universität, welche die philosophische Durchdringung der bisherigen Fachwissenschaften erstrebt, ohne doch eine geistvolle empirische Behandlung derselben schlechthin auszuschliessen.

§ 3. Die Gliederung der akademischen Wissenschaft.

Die akademische Wissenschaft erkennt als ihr Prinzip die Selbstbestimmung und Selbsterzeugung des Menschengeistes und die verschiedenen Zweige der Wissenschaft als freie Ausgestaltung desselben. Die akademische Wissenschaft gliedert sich in folgender Weise:

I. Wissenschaft der Natur, und zwar: a) die Wissenschaft der abstrakten Naturformen: Mathematik; b) Physik der anorganischen Natur; c) Physiologie oder Wissenschaft der organischen Natur.

II. Wissenschaft des Geistes, und zwar:

A. der objektive Organismus der Freiheit, — Ethik, nämlich: a) Rechtswissenschaft, b) Staatswissenschaft, c) Sozialwissenschaft.

B. Der subjektive Organismus der Freiheit — Kulturphilosophie, nämlich: a) Religionsphilosophie, b) Kunstphilosophie, c) philosophische Systematik.

C. Der subjektiv-objektive Organismus der Freiheit — Philosophie der Weltgeschichte, nämlich: a) Religionsgeschichte, b) Kunstgeschichte, c) Geschichte der Philosophie.

Der wahre Grund aller Wissenschaft ist die Vernunft, und die Denknöthigkeit das Kriterium der Wahrheit. Der Beweis, den die Philosophie führt, ist die Entwicklung der Idee. Wir haben daher die doppelte Aufgabe: a) vom Begriff aus oder aus dem Wesen der menschlichen Natur die einzelnen Wissenschaften als die vernünftigen Gesetze und Grundlagen der Lebensverhältnisse darzustellen, und b) den Entwicklungsprozess der Idee in der Geschichte zu schildern, wodurch die besonderen Formen und Erscheinungen in ihrer Stellung und Bedeutung erkannt werden und ihre Rechtfertigung finden. Längst wird anerkannt, dass das Positive, welches die Philosophie hat, ihre Geschichte ist, die nicht in einer Zusammenstellung zufälliger Meinungen besteht, sondern die folgerichtige Arbeit des menschlichen Geistes ist, zu sich selbst zu kommen und sein eigenes Wesen in seiner Tiefe und Höhe zu erkennen; die

einzelnen Philosophien sind sowohl einander entsprechende Knotenpunkte dieser Entwicklung, als sie, das Universum von verschiedenen Standpunkten aus ansehend, als Momente des vollendenden Systems bestehen bleiben.

In diesem Sinne muss die Geschichte des Geistes überhaupt behandelt werden, und zwar in doppelter Weise, so dass einmal besondere Zweige für sich von ihrer ersten Entfaltung bis zur Gegenwart ihre Darstellung finden. Die Kunst liegt uns hier zunächst, aber auch das Recht, auch die Religion ziehen wir in diesen Kreis. Die Jurisprudenz der Zukunft wird das römische Recht nicht studiren, um seine Entscheidungen mechanisch auf streitige Fälle in heutigen Angelegenheiten überzutragen, sondern um den juristischen Sinn für Neuschöpfung und für eignen Urtheilspruch ähnlich dadurch zu bilden, wie Göthe durch Homer und Sophokles für Hermann und Dorothea, für Iphigenia die Weihe erhielt. Was Griechenland für die Kunst, war Rom für das Recht; so sind sie uns Urbilder, nach deren Norm und klassischem Maasse wir das Unre thun sollen. Der Jurist wird also das römische Recht als Ausdruck des römischen Volksgeistes studiren, und dies wiederum nur können im Zusammenhang mit der Gesetzgebung aller anderen weltgeschichtlichen Nationen, da alle Eigenthümlichkeit erst im Unterschiede recht erkannt und in der Verbindung mit andern recht gewündigt wird. Der so geschulte Mann wird als Praktiker sein deutsches Gesetzbuch leicht handhaben, er wird befähigt sein, selbst im Sinne unseres Volkes und unserer Tage allgemeine Normen aufzustellen, einzelne Fälle zu entscheiden und der Gewohnheit und Sitte Rechnung zu tragen.

Aehnlich der Theologe. Ihm werden die Religionen der Vorzeit und das Christenthum einander wechselseitig beleuchten, die Dogmatik wird als Dogmengeschichte verständiglich werden, und er wird seine Aufgabe lösen können, auf dem Grunde des Evangeliums dem Volke ein Vermittler des Geistes, ein Ausleger der freien Wissenschaft zu sein. Die Kulturgeschichte wird zweitens so behandelt, dass die Lebensgestalt einzelner Völker allseitig in Betrachtung kommt, z. B. als Geschichte des griechischen, des deutschen Geistes. Hier wird die Seele des Volkes als das leitende Prinzip oder der Grundgedanke aller besonderen Entfaltungen gewonnen und dargethan, wie gerade diese Entfaltungen daraus hervorgingen, wie sie untereinander zusammenhängen und theils in gleichzeitiger Ergänzung, theils in nothwendiger Folge einander bedingen. Wer so als rückwärtsgewandter Prophet den Gang der Menschheit bis zur Gegenwart erforscht hat, der wird der Zeichen der Zeit kundig sein und den Blick auch nach vorwärts richtend wenigstens aus dem Schatten, den die Pyramide der Vergangenheit wirft, die Grundlinien erkennen, auf welchen in der Zukunft das Spiel der menschlichen Kräfte und Strebungen sich bewegen wird.

§ 4. Aufgabe des akademischen Lehrers.

Der akademische Lehrer hat die Aufgabe, in einer besonderen wissenschaftlichen Disziplin die allgemeine Wissenschaft darzustellen. Jeder Lehrer muss durch seinen Genius für die schöpferische Bearbeitung eines bestimmten Wissenschaftskreises berufen sein und zugleich im Besitze des allgemeinen wissenschaftlichen Zeitbewusstseins sich befinden; jeder muss sein wissenschaftliches Besitzthum als Gesinnung, Charakter und Talent in sich tragen. Jede besondere Disziplin setzt ihre geschichtliche Entwicklung als ihre Phänomenologie voraus und hält dieses geschichtliche Resultat als den positiven Begriff fest, innerhalb dessen sie sich in der Weise ausbreitet, dass die einzelnen Seiten wieder zu selbstständigen Sphären herausgearbeitet werden.

§ 5. Die Berufung der akademischen Lehrer.

Der zur Gründung des Instituts zusammentretende wissenschaftliche Kongress erwählt aus seiner Mitte, und soweit als möglich aus allen einzelnen deutschen Stämmen, diejenigen Männer, welche beim Beginne als ordentliche akademische Lehrer zusammentreten (30 bis 40 an der Zahl) und besetzt in Erledigungsfällen ebenso die vacanten Lehrstühle.

Im Uebrigen ist es Jedem, der das Prinzip der Selbstbestimmung und Selbsterzeugung des Menschengeistes, im vollen Sinne des Wortes, zu dem

seinigen macht, an der akademischen Universität als Privatdozent oder ausserordentlicher akademischer Lehrer aufzutreten gestattet.

Zur Zurückweisung oder Pensionirung eines akademischen Lehrers ist die Majorität des jährlichen wissenschaftlichen Kongresses erforderlich.

§ 6. Der jährlich zusammentretende akademische Kongress.

Der wissenschaftliche Kongress, welcher im August d. J. zur Gründung der akademischen Universität zusammentritt, ist durch den Ausschuss berufen, und hat sich jeder nicht vorher Angemeldete, welcher Zutritt als Stimmberechtigter haben will, von drei Angemeldeten einführen zu lassen, wobei jedoch der Versammlung per majora das Recht zusteht, den Einzelnen von der Abstimmung auszuschliessen.

Jeder nächste wissenschaftliche Kongress wird, unter denselben Bestimmungen, von dem bis dahin zusammengetretenen Kollegium der akademischen Lehrer selbst, alljährlich im September, berufen.

§ 7. Die Akademiker.

Die ordentlichen Lehrer der akademischen Universität bilden zugleich den Kreis der Akademiker, im engeren Sinne des Wortes, in welchen noch von den jährlichen wissenschaftlichen Versammlungen die ersten Genien Deutschlands als Ehrenmitglieder hineingezogen werden sollen.

Fakultäten giebt es nicht auf der akademischen Universität; ebensowenig kennt und ertheilt dieselbe akademische Grade.

§ 8. Die wissenschaftlichen und geselligen Institute der akademischen Universität.

Neben der (auf der Grundlage der in dem Sitze der Akademie befindlichen städtischen Bibliothek zu gründenden) akademischen Bibliothek, und dem für die Zwecke des geselligen Verkehrs zwischen Lehrern und Studirenden zu gründenden akademischen Museum, wird für die literarische Kommunikation der Akademie und die Ausübung ihrer wissenschaftlich-kritischen Jurisdiktion ein wissenschaftliches Organ bestehen, welches den Titel führt: „Akademische Jahrbücher; Organ für philosophische Wissenschaft und soziale Politik“.

§ 9. Die Studirenden.

Die gewöhnliche Voraussetzung für den Besuch der akademischen Universität ist die Vollendung der Studien auf einer deutschen Hochschule. Wer diese Voraussetzung nicht erfüllt, hat keine Ansprüche auf die Rechte der ordentlichen Studirenden. Die ordentlichen Studirenden geben sich selbst die Verfassung.

§ 10. Die akademischen Semester.

Die Hauptferien der akademischen Universität fallen in die Monate August und September jeden Jahres. Das Wintersemester beginnt mit dem 1. Oktober und geht bis zur Osterwoche. Das Sommer-Semester beginnt 8 Tage nach Ostern und schliesst mit dem letzten Juli.

§ 11. Selbstregierung der akademischen Universität.

Sämmtliche Lehrer der akademischen Universität wählen jährlich beim Beginne des Winter-Semesters aus ihrer Mitte einen akademischen Ausschuss, mit einem durch die Studirenden aus der Mitte des Ausschusses zu wählenden Präsidenten und zwei Sekretären. Dieser Ausschuss, dessen Sitzungen öffent-

lich sind, hat die akademische Universität nach aussen und innen zu vertreten, die akademischen Geschäfte zu besorgen, so jedoch, dass von dessen Beschlüssen alle akademischen Lehrer in Kenntniss gesetzt werden und das Recht zur Protestation dagegen haben. Eine solche Protestation hat die Folge, dass der Gegenstand an eine Generalversammlung der Dozenten kommt.

§ 12. Die Besoldungen der akademischen Lehrer.

Der wissenschaftliche Kongress ernennt alljährlich einen Ausschuss für die Berathung des akademischen Budgets und für die Besoldung der Lehrer, die sich den besonderen Verhältnissen und Verdiensten eines jeden anpassen sollen. Die Besoldungen werden sich zwischen 400—1200 Thalern halten.

§ 13. Die Mittel zur Gründung der akademischen Universität.

Unmittelbar nach stattgehabtem ersten wissenschaftlichen Kongress wird durch eine zu ernennende Redaktionskommission der ausführlich motivirte Plan der freien akademischen Universität ausgearbeitet, durch den Druck veröffentlicht und der konstituierenden deutschen National-Versammlung mit dem Ersuchen um Bewilligung von 50 000 Thalern für die Bestreitung der Bedürfnisse der akademischen Universität vorgelegt. Um Ueberlassung der nöthigen Gebäulichkeiten wird die städtische Behörde derjenigen Stadt angegangen, welche als Sitz des Instituts ausersehen ist. —

Sollte die Petition bei der gegenwärtigen National-Versammlung ohne Erfolg bleiben, so tritt die akademische Universität durch freie Assoziation ihrer Lehrer auf Ostern 1849 zu Frankfurt a. M. in's Leben, in welchem Falle die Mittel theils durch Kollegienhonorare, theils durch Hilfsleistungen der städtischen Behörde des künftigen Sitzes der Akademie, theils durch freiwillige Unterzeichnungen bestritten werden.

Nachdem aber die Anstalt sich selbstständig konstituirt und ihre Wirksamkeit mit Glück zu entfalten begonnen hat, ist die konstituierende National-Versammlung nochmals entweder um Adoptirung oder doch um hinlängliche Unterstützung des Instituts anzugehen.

§ 14. Stellung der akademischen Universität zum Staat.

Die akademische Universität steht unmittelbar unter dem Schutze des deutschen Gesamtstaates und werden ihre Lehrer durch die Central-Regierung besoldet, welche auch die Bedürfnisse der Anstalt zu bestreiten hat, ohne aber das Recht zu haben, akademische Lehrer ein- oder abzusetzen. Die deutsche Central-Regierung setzt eine Ehre darein, die unbedingte Selbstregierung und Autonomie der akademischen Universität anzuerkennen.

Es sind vornehme Pläne und tiefe Gedanken, die uns der vorliegende Entwurf bietet. Welch' ein Unterschied zwischen diesen Professoren des auf seiner Höhe befindlichen Liberalismus und unseren heutigen! Zuweilen ist man geneigt, den Entwurf für eine Ironie auf die spätere Entwicklung unseres Rechts und unserer Kirche zu halten. Wie wenig haben jene Professoren die Entwicklung unserer Zustände geahnt, als sie an eine Universität ohne staatliche Disziplinargewalt dachten! Die meisten der Schöpfer dieses Entwurfs ruhen im Grabe; die Ueberlebenden aber werden wehmüthig an ihre Zeit zurückdenken, wenn sie vom heutigen preussischen Kultusministerium oder von gewissen Professoren der Theologie hören.

F. Haupt.

Die Bedeutung der akademisch gebildeten Frau für die Frauenbewegung.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

Die deutsche Frauenbewegung ist bisher eine vorwiegend bürgerliche gewesen; sie hat gestrebt, den Frauen des dritten Standes ein besseres Auskommen und eine höhere Bildung zu geben. Ich habe wohl einmal in einer Züricher Versammlung aussprechen hören, dass es auf die paar Hundert Frauen gar nicht ankommt, die da studiren werden; aber ich möchte das mehr für eine im Aerger hingeworfene Bemerkung halten, als wie für eine ernsthaft ausgesprochene Ansicht. Thatsächlich kommt es vorläufig sehr viel auf die „paar Hundert Frauen“ an, die sich auf Hochschulen und Universitäten eine akademische Bildung erwerben werden.

Denn Wissen macht frei; die heutige Frauenbewegung aber ist ein Freiheitskampf, und nur durch Wissen kann er gründlich und mit Erfolg, segensreich und verständig geführt werden. — Dreierlei erwarten wir von den akademisch gebildeten Frauen der Zukunft: geschulte Truppen, weitsichtige Führer, soziale Vermittler. — Beginnen wir mit dem Ersten: geschulte Truppen.

Nicht alle Frauen, die studiren, werden ausserordentlich begabt oder hervorragende Charaktere sein. Sie alle aber erhalten durch ihr Studium eine heute für Frauen noch ungewöhnliche Erziehung. Sie treten allein in die Welt hinein, lernen sich dort ihren Weg bahnen, lernen die Wirklichkeit kennen, sie lernen endlich um Brod arbeiten, Lohnarbeiter sein, Stellung suchen, kurz sich auf eigene Füße stellen.

Das ist in seinen Wirkungen für die Frauenbewegung sehr wichtig. Den Truppen der bürgerlichen Frauenbewegung fehlte bis jetzt sehr häufig die durch praktische Lebenskenntniss und eigene Erfahrung gewonnene Gründlichkeit, fast immer die Berufsschulung und die damit verbundene, überlegene Festigkeit des Urtheils und Auftretens. Wenn wir jetzt alljährlich von den Universitäten tüchtige Aerztinnen, Juristinnen, weibliche Nationalökonominnen, Naturwissenschaftler, Philosophen und Philologen erhalten, dann dürfte dieser Mangel mehr und mehr verschwinden. Es brauchen gar nicht einmal aussergewöhnlich begabte, sondern nur ordentlich geschulte Durchschnittsmenschen, nur bescheidene, weibliche Berufsarbeiter zu sein, die mit demselben Wunsch ins Leben gehen, wie ihre männlichen Kollegen: sich eine Praxis zu gründen, eine Stellung und ein Einkommen zu sichern. Sie brauchen sogar nicht einmal aktiv der Frauenbewegung anzugehören, um für dieselbe zu wirken: einfach durch den Umstand, dass sie weibliche Aerzte, weibliche Oberlehrer, weibliche Anwälte, Apotheker, Chemiker, Mathematiker und Physiker sind, werden sie durch ihre Thaten, ihre Leistungen, ihre Erfolge die Frauenbewegung zu fördern. Das Publikum wird gezwungen werden, mit diesen, akademische Berufe ausfüllenden Frauen zu rechnen, sich an sie zu gewöhnen, sie nicht mehr ausserordentlich und unweiblich zu finden. Das heisst, durch die tägliche Gewohnheit werden jene unfassbaren Mächte: Tradition, Vorurtheil, Herkommen langsam umgestaltet werden. Zugleich wird auch dem Vorurtheil der weiblichen Inferiorität die Wurzel abgegraben, wenn Frauen allmählich alle jene Berufe ausfüllen werden, die bisher dem Manne vorbehalten waren. Thatsachen sprechen am Ende doch immer lauter als Ueberlieferung. — Dadurch, dass die Frau als Arzt, Anwalt, Oberlehrer, Journalist, Apotheker, Assistent, Dozent und Professor staatlich anerkannte Berufe ausfüllen wird, wird sich aber auch ihre Stellung

zum Staat und zum öffentlichen Leben, werden sich ihre Beziehungen zum Gesetz und zur Politik ändern. — Diese Frauen werden mit der Zeit entweder in die Verbände oder Berufs-Genossenschaften ihrer männlichen Kollegen eintreten, oder falls man ihnen dies verwehrt, eigene Verbände und Berufs-Genossenschaften gründen. Ein wichtiger Schritt vorwärts. Denn auf diese Art werden ebensoviele Mittelpunkte für die Vertretung weiblicher Interessen geschaffen, sei es der Interessen der Berufstreibenden selbst, sei es der Interessen ihres weiblichen Publikums. Dieser Vertretung weiblicher Interessen bedürfen wir aber nothwendig; nur auf diese Art können Wünsche der weiblichen Kreise ausgesprochen, Reformen ausgeführt werden. Nur auf diese Art kann das bisherige Todtschweigen der weiblichen Anschauung im öffentlichen Leben aufgehoben werden. — Es wird ein ganz neuer Begriff von Manneswürde und von Frauenkönnen entstehen, auch ein ganz neuer Begriff von Frauenehre. Die Frau, fest in das Berufsleben tretend, wird weniger leicht verletztlich, der Mann, einem wehrhaften, weiblichen Kollegen gegenüberstehend, wird einerseits weniger galant, andererseits weniger überhebend und roh werden.

Von den Berufs-Verbänden in das öffentliche Leben ist dann natürlich nur ein Schritt. — Erweisen sich erst Frauen in ihrem Berufsleben tüchtig, so wird das öffentliche Amt, die Verwaltung, die öffentliche Repräsentation, sie bald suchen. Es wird von grossem Einfluss auf die öffentliche Meinung sein, wenn Frauen bei offiziellen Empfängen, bei städtischen und staatlichen Feierlichkeiten ihren Platz unter den schwarzen Fräcken einnehmen. Solche Schaustellungen wirken nun einmal, denn das Klappern gehört zum Handwerk. Gewinnen wir doch immer wieder das Eine dabei: dass unsere Frauenpersönlichkeit in keinem Bilde des öffentlichen Lebens fehlt; dass auf diese Art nichts ohne unsere Zustimmung oder doch unser Geltendmachen geschieht. Dieses dauernde Geltendmachen unserer Interessen, oder falls wir keine besonderen, weiblichen Interessen haben, das einfache Abgeben unsrer Stimme, ist unerlässlich; nur so können wir langsam den der Frau gebührenden Platz gewinnen. Sorgen wir, dass das in Zukunft wenigstens geschehe, indem wir auf allen Gebieten zu anerkannten Arbeitern werden, die eine Vertretung als Entgelt für ihre Leistungen verlangen dürfen.

Wie langsam das auch alles gehen mag, in einer grossen, politischen Gemeinschaft ist unser Platz doch heute schon bezeichnet, das ist in der Volksvertretung. Stellen wir jahraus, jahrein tüchtige weibliche Berufsarbeiter in Dienst, die zur Einkommensteuer herangezogen werden, so wird sich auf die Dauer die Forderung nicht abweisen lassen, dass diejenigen, die Steuern zahlen, auch über die Verwendung derselben mitberathen wollen; dass diejenigen, die innerhalb ihrer Berufsverbände, im Staatsdienst, in der Kommunal-Verwaltung gute Dienste leisten, befähigt sind, die Interessen ihres Geschlechts auch in der Volksvertretung zu wahren. Die Mitbetheiligung der steuerzahlenden Frau an den Wahlen und die Wählbarkeit derselben in die Volksvertretung sind Forderungen, die man auf die Dauer nicht abweisen können wird.

Einen Bundsgenossen haben wir bereits im Kampf, und das ist die erstarkende Frauenbewegung selbst. Sie kann uns helfen; wir aber auch wiederum ihr. Das war es, was ich vorher mit dem zweiten Punkt: weitsichtige Führer, meinte.

Grosse Bewegungen müssen nach grossen Gesichtspunkten geleitet werden. Woher sollen uns Frauen aber die grossen Gesichtspunkte kommen? Im Ganzen hat man uns ja bisher die Quellen tieferen Wissens verschlossen. Dies tiefere Wissen soll der Frauenbewegung nun durch akademisch gebildete Führerinnen dauernd zu-geleitet werden. Naturwissenschaften, Nationalökonomie, Geschichte, Philosophie, Jura

und Medizin sind da entschieden die beste Vorbereitung, sind unsere Hauptfächer, die fruchtbringendsten Studien. Aus diesen Wissensgebieten werden wir die leitenden Gesichtspunkte zu entlehnen haben; dort werden wir die Waffen für den Kampf um's Recht suchen; dort unsere Argumente holen, um zu erörtern, ob nicht vielleicht Natur uns stark gewollt, und nur Kultur uns schwach gemacht. — Dass aus den akademisch gebildeten Truppen, die durch ihre tägliche Berufsarbeit die Frauenfrage praktisch lösen, immer einige akademisch gebildete Führerinnen hervorgehen, die weitsichtig leiten, unerschrocken wissenschaftlich denken und den theoretischen Kampf gegen das Vorurtheil auskämpfen, steht wohl zu hoffen.

Damit hört aber die Bedeutung des akademischen Studiums für die Frauenbewegung nicht auf. Unter den leitenden Gesichtspunkten, die die künftige Entwicklung der Bewegung von den akademisch gebildeten Führerinnen zu erwarten hat, ist einer heute bereits gewonnen: der wirtschaftliche und soziale nämlich. Die Führerinnen der heutigen Frauenbewegung, besonders im Auslande, sind bereits zu der Einsicht gelangt, dass ihre rein bürgerliche Frauenbewegung mit rein bürgerlichen Lösungen und Zielen nicht genügt, dass die Frauenfrage ein Theil der sozialen, ein Theil der Arbeiterfrage ist und nur im Verein mit den Frauen des vierten Standes gelöst werden kann. — Diese wissenschaftliche Ueberzeugung von der sozialen Grösse und wirtschaftlichen Bedeutung der Frauenfrage wird nun noch ergänzt durch die praktischen Lebenserfahrungen der akademisch gebildeten Frau.

Dadurch, dass die Frau des Bürgerstandes nämlich eine Universität bezieht, allein in einer grossen Stadt lebt, sich allein Achtung verschaffen muss, nicht mehr als Tochter ihres Vaters gilt, sondern ein einfaches Fräulein so und so ist, dadurch lernt sie das Leben ganz anders ansehen, weit weniger conventionell, viel menschlicher denken und urtheilen, viel sachlicher und anspruchsloser als sonst werden. — Sie lernt sich als „arbeitende Frau“, als „Arbeiter“ schlechtweg fühlen, sie lernt die Arbeit achten, sie gewinnt Kameradschaftsgefühl für die arbeitenden Klassen, sie kommt später, besonders als Arzt, in direkte Berührung mit dem Volke, und so wird durch praktische Erfahrung ihr Gesichtskreis grösser und sie sieht über ihre eigene Klasse hinaus. Das aber muss geschehen, wenn die Frauenfrage einer verständigen Lösung entgegengeführt werden soll. Wohl ist es ein Irrthum, zu sagen, es kommt auf die paar hundert akademisch gebildeten Frauen in der Frauenbewegung nicht an. Ebenso gross ist aber der Irrthum zu glauben, die rein bürgerliche Frauenbewegung könne zu irgend wie haltbaren Lösungen gelangen. Diese Erkenntniss, dass die Frauenfrage ein Theil der sozialen Frage ist, wird dank der in Frauenkreisen verbreiteten akademischen Bildung immer mehr wachsen. Und diese Erkenntniss wird sehr wichtige Folgen haben. Sie wird es bewirken, und in dem Streik der Konfektionsarbeiterinnen hat sie es bereits bewirkt, dass die Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung sich den arbeitenden Frauen des vierten Standes nähern. Nicht um der sozialistischen Partei anzugehören, wohl aber aus gesellschaftlichem Gerechtigkeitsgefühl, wohl aber, weil sie den freien Wettbewerb aller Klassen und beider Geschlechter, den Wettbewerb ohne hindernde Schranken, den Kampf um's Dasein unter gerechten Bedingungen wollen.

Es wird die Aufgabe der akademisch geschulten Frauen von weitem Blick sein, als Sendboten der bürgerlichen Frauenbewegung zum vierten Stand hinüberzugehen und dort selbst als arbeitende Frauen zum sozialen Frieden zu wirken. — Wir brauchen Kameradschaftsgefühl von Frau zu Frau: das muss gestärkt werden, wenn wir fernerhin etwas erreichen wollen. Denn die Grundübel der heutigen Frauenlage liegen in

der wirtschaftlichen und der daraus folgenden geschlechtlichen Sklaverei der Frau, die sich in den unteren Ständen am Krassesten in Hungerlöhnen, Ueberbürdung der Arbeiterfrau und Prostitution zeigen, die aber auch in den bürgerlichen Ständen in tausenden von armseligen Alten-Mädchenexistenzen oder lieblosen Ehen zu Tage treten. Da ist im oberen Stockwerk allein nicht zu bessern; es muss unten angefangen werden. Und dazu brauchen wir mit dem besten Wissen der Zeit ausgerüstete und dabei schlichte Frauen, die ausgestattet mit ihrer reichen Erkenntniss, rein und fest, da hinunter gehen, wo das Leben eine grosse Mühsal ist, die dort leiten, helfen und entlasten, die Vertrauen gewinnen und das eine erwirken, was uns heute Noth thut, sozialen Frieden. Das scheint mir die grosse, schöne und sehr schwere Aufgabe der akademisch gebildeten Frauen in der Frauenfrage zu sein.

Weiteres zur Debatte über das sexuelle Problem.*)

I.

Antwort an Dr. Bergmann.

In dem Artikel des Herrn Dr. Bergmann machte mich gleich auf der dritten Zeile des Aufsatzes der Ausdruck stutzig, ich hätte versucht, die Masturbation zu „rechtfertigen“! Das war so eine moralische Werthung, wie ich sie befürchtet hatte, und diesmal noch dazu eine ganz ungerechte; denn es ist mir garnicht eingefallen, die Masturbation rechtfertigen zu wollen; gerade im Gegentheil habe ich von vornherein erklärt, jegliche moralische Kritik in der Behandlung der sexuellen Frage auf's Strikteste vermeiden zu wollen. Deshalb habe ich mich darauf beschränkt, zu sagen, dass eine maassvoll betriebene Masturbation für den Körper nicht schädlich sei. Ist das nun eine Rechtfertigung der Masturbation, oder ist es nicht vielmehr die Angabe einer einfachen, medizinisch feststehenden Thatsache?

Doch das nur nebenbei, und jetzt zum Haupteinwande von Dr. B. Kurz zusammengefasst lautet derselbe so: Es giebt Menschen, in denen die Kraft der Hemmung des Intellekts den ursprünglichen Geschlechtstrieb überwiegt und bei welchen die körperliche Nothwendigkeit der Erleichterung des überfüllten Geschlechtsapparates durch nächtliche Pollutionen zu Stande kommen. Auf diesen Punkt bin ich deshalb nicht näher eingegangen, weil sich hierbei nichts beweisen und nichts widerlegen lässt. Die Möglichkeit, dass der Geschlechtstrieb durch den Intellekt völlig unterdrückt werden kann, ist natürlich nicht zu verneinen; aber selbst wenn man das zugiebt, kommt doch dabei sicher nur eine lächerlich geringe Zahl von Menschen in Betracht, die vollständig verschwindet gegenüber den vielen, die nicht einen so riesenstarken Willen besitzen oder die nicht mit Dingen beschäftigt sind, die sie so völlig in Anspruch nehmen, dass sie für alles Andere keine Zeit finden; für diese Millionen ist aber die Befriedigung des Geschlechtstriebes ein Bedürfniss. Hier möchte ich übrigens noch auf einen Widerspruch in dem Artikel von Dr. B. hinweisen. Nach den Worten: „Nach genügender Entleerung der Geschlechtsdrüsen (durch Pollutionen) verschwindet die libido sexualis vollkommen“, muss man annehmen, dass der betreffende Mensch dann nach Eintritt der Pollutionen so lange geschlechtslos umherlaufe, bis wieder eine Füllung der Drüsen eingetreten ist, so dass es also weiter gar keiner Ueber-

*) Da wir das sexuelle Problem zur Diskussion gestellt haben, so identifiziren wir uns nicht mit den Ansichten der Herren Bearbeiter. Wir sind daher in der Lage, in diesem Hefte vier einander in den Ausführungen zum Theil ganz entgegengesetzte Artikel zu veröffentlichen.
Die Redaktion.

windung eines Triebes bedarf, da keiner vorhanden ist. Einige Zeilen weiter zeigt aber Herr Dr. Bergmann, dass dieses Gesetz, nach welchem die Entstehung der libido sexualis von dem Füllungszustande der Geschlechtsdrüsen abhängig sei, für die Menschen nicht im vollen Maasse giltig ist, da sich „fast unaufhörlich geschlechtliche Reize aller Art in unseren Vorstellungskreis hineindrängen“, zu deren Ueberwindung also ein fortwährender Kampf nothwendig ist. Dass nun dies fortwährende Ankämpfen gegen den Geschlechtstrieb ausserordentlich schädlich ist, da hierbei das Nervensystem in fortwährender Spannung und Aufregung gehalten wird, ist wohl einleuchtend, so dass also die Befriedigung des Geschlechtstriebes durch Pollutionen doch wohl nicht ganz so „vollkommen unschädlich ist, wie eine Stuhlentleerung für den überfüllten Mastdarm“, sondern eine mehr oder minder grosse Neurasthenie zur Folge hat. Hierzu kommt dann noch, dass die nächtlichen Pollutionen kaum minder unangenehm und ekelhaft sind, als die willkürlich hervorgerufene Entleerung der Geschlechtsdrüsen. Von welcher Seite ich die Frage auch betrachte, nirgends sehe ich einen Vorzug der Geschlechtsbefriedigung durch unwillkürliche Drüsenentleerung vor der durch willkürliche. Was also ist der Lohn für den fortwährenden Kampf gegen den Geschlechtstrieb? Aesthetische Thee-Seelen werden antworten: Das Gefühl der Reinheit! — Darauf habe ich dann allerdings keine Antwort, höchstens dass ich nur schwer ein Lächeln unterdrücken kann, und das ist auch eine Antwort. —

Wenn ich in den bisher erwähnten Punkten meinen verehrten Kollegen widerspreche, so will ich ihm doch Recht geben in seiner Behauptung, ich hätte die ganze Frage viel zu einseitig vom somatischen Standpunkt aus behandelt. Aber das habe ich deswegen gethan, weil mir in Hinblick auf die Gesamtheit der Menschen der hygienische Standpunkt der maassgebendste zu sein schien; damit verkenne ich noch keineswegs, dass mit der Entwicklung der Kultur der physische Trieb allmählich eine Veredlung erfahren hat und erfahren wird und dass das psychische Moment eine immer grössere Bedeutung erlangt hat, indem durch dasselbe der Geschlechtsakt von dem rein thierischen Triebe, der ursprünglich seinen ganzen Inhalt ausmachte, zu einer immer weihewolleren Handlung emporgehoben wurde. Und wenn die geschlechtliche Verbindung heutzutage oft so rein garnichts Weihewolles hat, so sind eben grösstentheils unsere sozialen Verhältnisse daran schuld, und darin gebe ich zum Schluss wieder Herrn Bergmann Recht in seiner Aeusserung: „Die Freiheit der sozialistischen Gesellschaft wird den Geschlechtstrieb weder entfesseln, noch unterdrücken, aber sie wird ihn veredeln“.

Dr. Martens.

II.

Das sexuelle Bedürfniss des Weibes.

Der Artikel des Dr. Martens, dessen Ansichten ich durchaus beistimme, erregte in mir den Wunsch, seine Ausführungen durch Wiedergabe einiger meiner Erfahrungen zu unterstützen.

Ich bin bei meinen Beobachtungen zu dem Resultat gelangt, dass der natürliche Geschlechtsverkehr ein schreiendes Bedürfniss für jedes normale Weib ist. — Noch vor dem Eintreten der Pubertät beginnt bei den Mädchen die Neugier nach dem Sexualeben. Man beobachte nur Schulmädchen, ganz gleich, welcher Gesellschaftsklasse sie angehören, auf ihren heimlichen Spaziergängen! Ihre glühenden Wangen und glänzenden Augen legen beredtes Zeugniß ab von dem Gegenstande ihrer Unterhaltungen, und welchen Eindruck diese auf ihre Nerven machen. Dieses Thema ist für sie unerschöpflich, und

es beherrscht diese jungen Menschenkinder eine gewaltige sinnliche Erregung. Mit dem Eintritt der Menstruation athmen sie erleichtert auf. — Hier ist für sie ein Theil der Räthsel gelöst, die von Mutter und Schwestern als tiefstes Geheimniss betrachtet werden. „Erschrick nicht! Das haben alle Mädchen. Du darfst aber zu Niemandem davon sprechen,“ wurde mir als Lehre mit auf den Weg gegeben. — Mit dem Eintritt der Menstruation beginnt jenes unbestimmte Sehnen nach fernen Dingen, die Lust zum Dichten, stundenlangem Träumen, — all das bedeutet das Erwachen des Weibes.

Nach meinen Beobachtungen tritt ungefähr 3 Jahre nach Beginn der Pubertät der ausgeprägt geschlechtliche Drang beim Weibe auf, und glücklich ist die Frau, die, durch Verhältnisse begünstigt, dem Manne ihrer Wahl dann angehören darf. Doch das sind nur wenige. Die andern haben unter ihrer Nichtbefriedigung stark zu leiden. Starkes Herzklopfen, Athemnoth und Wollustgefühle stellen sich ein, und viele Mädchen gestanden mir, dass jene Uebel fast unerträglich auf sie wirkten und sie zur Onanie greifen mussten, um sich Erleichterung zu schaffen. Tausend und abertausend Frauen vollziehen die Masturbation, ohne sie auch nur dem Namen nach zu kennen.

Die Onanie mässigt die sich stets steigernde Sinnlichkeit des Weibes einigermassen. Am schlimmsten sind jene Frauen dran, die die Sinnlichkeit bekämpfen zu können glauben. All ihr Arbeiten, all ihre Energie prallt an diesem Naturtriebe machtlos ab. Schlaflosigkeit ist bei diesen Frauen fast die Regel. Je länger der Trieb unterdrückt wird, desto elementarer kehrt er wieder und um so unerträglicher wirkt er.

Die heutigen Durchschnittsleuten hat Herr Dr. Martens ganz nach meinen Erfahrungen geschildert. Doch kommen wir jetzt zu den Ausnahmen, und das sind solche, die aus wirklicher Neigung geschlossen werden. Sind die Verhältnisse günstige, so wirkt die Schwangerschaft und ihre Folgen störend auf die gesellschaftlichen Verpflichtungen; man will höchstens zwei Kinder haben; ist das Einkommen des Mannes aber nur gering, so gebieten die Verhältnisse die Beschränkung der Kinderzahl. In beiden Fällen greift man zum präventiven Geschlechtsverkehr, der schon seiner Unnatürlichkeit wegen ekel-erregend wirkt.

Nun noch ein Wort über die alten Jungfern. Dass sie in so schlechtem Rufe stehen, ist auch nur eine Folge ihrer Nichtbefriedigung. Man kann bei alternden Mädchen die stete Zunahme von Gram und Missmuth, die schliesslich in Hysterie ausarten, wahrnehmen, und ich habe beobachtet, dass hysterische, mürrische Jungfern, die noch spät eine Ehe eingegangen, sehr liebenswürdige Frauen geworden sind.

Nach dem Gesagten komme ich zu dem Schluss, dass, da der präventive Geschlechtsverkehr dem Weibe die Befriedigung des natürlichen nicht gewährt, die heutige kapitalistische Gesellschaftsordnung eine solche in der Regel überhaupt nicht zulässt. Erst mit Aufhebung dieser Ordnung, erst mit dem Fortfall der materiellen Noth, wird die Ehe in ihrer jetzigen Gestalt verschwinden und einer befriedigenderen Form Platz machen. Frau Hete.

III.

Freie Liebe.

Herr Dr. Bergmann hat in No. 3 des „S. A.“ einen Artikel über die „angebliche Nothwendigkeit“ der geschlechtlichen Befriedigung veröffentlicht, den ich nicht ganz unwidersprochen lassen kann. Verfasser wendet sich gegen die ihm zu einseitig-physiologische Auffassung des Herrn Dr. Martens in No. 2 und versucht die Nothwendigkeit der geschlechtlichen Befriedigung mit dem Hinweis

auf den „normalen“ Ausgleich durch Pollutionen zu widerlegen. Mit Verlaub! Dass der Mensch daran stirbt, wenn er einige Zeit des natürlichen Geschlechtsverkehrs entbehrt, hat doch wohl Herr Dr. Martens nirgends behaupten oder beweisen wollen, sondern nur dass die Füllung und Leerung der Samendrüsen in erster Linie eine rein körperliche Funktion ist, gleich der des Mastdarms und der Blase, und das hat Herr Dr. Bergmann ja nicht nur zugegeben, sondern selbst eingehend ausgeführt. Die Frage ist nun nur: Wie soll diese Entleerung stattfinden? Der Laie ist gewöhnlich der Ansicht, dies geschähe normal durch den Geschlechtsverkehr, Herr Dr. Bergmann erklärt für mindestens ebenso normal*) die nächtlichen Pollutionen, d. h. die Selbsthülfe der Natur. Nein, Herr Doktor; physiologisch haben Sie Recht, aber psychologisch absolut nicht. Denn diese nächtliche Selbsthülfe der Natur tritt bei der Entleerung der Blase und des Mastdarms genau so ein, wenn man seinen Körper mittelst der „Gehirnkontrolle“ zu sehr tyrannisirt; aber als normal wird diesen Ausweg Keiner bezeichnen wollen. Als Kinder bekamen wir die Ruthe für's Bettnässen, und jetzt sollen wir uns wieder daran gewöhnen? Darum zeigt uns ja die Natur durch das „Bedürfniss“ an, wenn es Zeit ist, die überfüllten Gefässe zu entleeren, damit wir dies freiwillig und bewusst thun können und nicht wehrlos ihrem Zwange preisgegeben sind. Und Herr Dr. Bergmann wird wohl zugeben, dass dieses Bedürfniss — bei jeder der gedachten Funktionen — im Falle hartnäckiger Nichtbefriedigung am Ende so intensiv und drängend wird, dass es zeitweilig alle übrigen Triebe in den Hintergrund drängt und jede andere, auch die höchste Gehirnthätigkeit einfach inhibirt. Wenn er diesen Zustand der latenten Geilheit in Permanenz erklären, aus einer temporären Abnormität des Individuums eine soziale Erscheinung machen will, so ist dies ein seltsamer Geschmack, den ich nicht zu theilen vermag. Meiner Ansicht nach ist der sexuelle Verkehr für jedes geschlechtsreife Individuum wenigstens des männlichen Geschlechts Vorbedingung vollen Wohlbefindens und intensiver Thätigkeit, und ein Ziel, das wir vorbehaltlos erstreben müssen. Aber wie? Herr Dr. Martens weist uns halb an die Prostitution, halb an die Masturbation; Herr Dr. Bergmann vertröstet uns auf den sozialistischen Zukunftsstaat. Nun, ich muss offen gestehen, für die erste kann ich mich eben so wenig erwärmen, wie für die zweite — auch nicht faute de mieux — und das Warten auf den grossen Kladderadatsch haben wir wohl allmählich Alle satt bekommen. Ausserdem wird auch Niemand im Ernst annehmen, dass sich durch das Dekret: „Vom 1. Januar nächsten Jahres an tritt die freie Liebe ein“ irgend etwas ändern könnte. Das hat der alte Fritz schon einmal vergeblich versucht, als er nach den schlesischen Kriegen die Bevölkerung schnell vermehren wollte. Und auf die blossen Folgen der wirtschaftlichen Selbstständigkeit des Weibes möchte ich auch nicht allzuviel Hoffnung setzen. Wenigstens sind deren eifrigste Verfechterinnen meist die grimmigsten Tugendkämpen und ängstlich bemüht, darzuthun, dass die „Kaninchenstallwirthschaft“ nicht das Geringste mit der freien Konkurrenz der Geschlechter auf ökonomischem Gebiete zu thun hat. Wenn wir die Zustände ändern wollen, dann dürfen wir uns nicht kleinmüthig in sie finden, sondern müssen mit der That gegen sie rebelliren. Enthaltbarkeit mag sich schicken für einen Ehemann, wenn ihm seine Gattin zeitweise unzugänglich ist, aber zwanzigjährige Jünglinge für ein Jahrzehnt und mehr ihrer besten Jugendzeit auf nächtliche Pollutionen zu verdrängen, das grenzt an Lächerlichkeit. Mögen sie sich gesunden und natürlichen Geschlechtsverkehr suchen, wie ihn der natürliche Trieb ihnen vorschreibt, aber nicht im „Café National“ oder in Halensee,

*) Dass Pollutionen schädlich sind, ist wohl kaum je behauptet worden.

sondern bei Mädchen ihrer Gesellschaftskreise, bei Schicksalsgenossinnen, denen sie die Scheuklappen von den Augen genommen haben. Es ist lediglich das anezogene Gefühl von der Sündhaftigkeit des ehelosen Geschlechtsverkehrs, was die Meisten davon abhält. Denn dass hinter den Phrasen von „aus dem Hause jagen“ und „in's Wasser gehen“ nichts steckt, ist mir allmählich ziemlich klar geworden. In's Wasser geht ein schwangeres Mädchen nur, wenn sie arm ist, weil sie sich und ihr Kind dem nackten Elend der Prostitution gegenüber sieht. Eine echte Bourgeoisfamilie empfindet viel mehr Schmerz und Schande, wenn ihr Sohn unter die Proletarier geht, als wenn ihre Tochter voreheliche Libeleien treibt. Die rückständige Moral der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht durch schöne Redensarten, sondern nur durch die Logik der Thatsachen auszurotten: Wer im Glashause sitzt, wird nicht mehr mit Steinen werfen. Und wendet man ein, dass ein solches Mädchen die Aussicht verliert, unter die Haube zu kommen — ja, mein Gott, wie Viele von uns verlieren durch Bethätigung ihrer Ueberzeugung die Aussicht auf Amt und Karriere. Eine grosse Bewegung absorbiert viel Kämpfer, und wenn wir bei der sozialen Revolution der Gegenwart noch dafür sorgen sollen, dass jedes Töpfchen sein Deckelchen bekommt, dann können wir nur bald einpacken. „Ich liebe Die, welche nicht erst hinter den Sternen einen Grund suchen, unterzugehen und Opfer zu sein, sondern die sich der Erde opfern, dass die Erde einst des Uebermenschen werde,“ das sagt Eurem Liebchen als Rechtfertigung. Aber sucht sie Euch nicht in den Konfektionsgeschäften, denn dadurch schafft Ihr Material für das Elend der Prostitution.

Und zum Schluss will ich Beide, den Stoiker wie den Epikureer des Geschlechtslebens, noch an einen Denkspruch Nietzsches erinnern:

„Und seht mir doch diese Männer an: ihr Auge sagt es — sie wissen nichts Besseres auf Erden, als bei einem Weibe zu liegen. . . .“

Rathe ich Euch, Eure Sinne zu tödten? Ich rathe Euch zur Unschuld der Sinne.

Rathe ich Euch zur Keuschheit? Die Keuschheit ist bei Einigen eine Tugend, aber bei Vielen beinahe ein Laster.

Diese enthalten sich wohl: aber die Hündin Sinnlichkeit blickt aus Allem, was sie thun.

Wem die Keuschheit schwer fällt, dem ist sie zu widerrathen: dass sie nicht der Weg zur Hölle werde — das ist: zu Schlamm und Brunst der Seele.“

Heinz Starkenburg.

IV.

Geschlechtliche Enthalttsamkeit.

Das Februarheft enthielt einen Aufsatz: „Das sexuelle Leben und seine Vorbedingungen“, der mein höchstes Interesse hervorrief. Der Umstand, dass ich mich bezüglich der grundlegenden Frage auf einer ganz anderen Basis befinde, als Dr. Martens, hat mir die Feder in die Hand gedrückt. Es soll mein ernstestes Bestreben sein, mich derselben ruhigen Objektivität zu befeissigen, wie der Verfasser obigen Artikels. Was ich zu sagen habe, entspringt jedenfalls meiner innersten Ueberzeugung.

Wie Herr Dr. Martens richtig bemerkt, ist die Kardinalfrage des ganzen Thema's diese: Ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes nothwendig, das heisst, erleidet der Mensch, der diesen seinen Trieb unterdrückt, einen — körperlichen oder seelischen — Nachtheil oder nicht? Die Anschauungen über Vor- und Nachtheile der geschlechtlichen Befriedigung gehen weit auseinander, so dass man von den bedeutendsten

Autoren die beiden Extreme verfechten hört. Um die Nothwendigkeit zu beweisen, stützt man sich vielfach auf Analogien mit anderen Vorgängen und thierischen Funktionen. Dr. Martens zitiert so Martin Luther, der unter anderem sagt: „Wer diesem (nämlich dem Geschlechtstrieb) will wehren, was thut er anderes, denn er will wehren, dass Natur nicht Natur sei, dass Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe.“ Mit diesem einen Citat hält Martens diesen Kardinalpunkt für bewiesen und ergo auch für erledigt. Das erscheint mir denn doch die Frage etwas zu rasch abgethan, und auf die Gefahr hin, von ihm für einen „verschrobenen Ideologen“ gehalten zu werden, werde ich mir erlauben, auf diese so wichtige Sache näher einzugehen:

Was nun vor allem die Worte Luther's betrifft, so ist mir derselbe, bei aller ehrlichen Hochachtung für ihn, denn doch kein unbedingter Gewährsmann. In seinen Worten setzt er einen Vorgang der anorganischen Welt (Vergleich des Verbrennens und Benetzens) einer physiologischen Thätigkeit des menschlichen Organismus gleich, was vollkommen unberechtigt ist. Ferner: Essen, Trinken und Schlafen sind zwar Verrichtungen physiologischer Natur. Allein auch sie lassen sich mit der Libido sexualis nicht vergleichen, da sie von ganz anderer Bedeutung für den menschlichen Körper sind, als die letztere. Während nämlich ohne Nahrungsmittel und Schlaf der Mensch in der kürzesten Zeit zu Grunde gehen muss, kann er im Gegentheil bei sexueller Abstinenz ein hohes Alter erreichen. Aber, werden die Gegner meiner Anschauung sagen, der Mensch stirbt zwar nicht in Folge geschlechtlicher Enthaltsamkeit, aber sie ist für denselben von den schlimmsten Folgen in Bezug auf Körper und Geist. Eben dieses bestreite ich vollkommen. Wohl weiss ich, dass übermässiger oder perverser geschlechtlicher Genuss schwere Krankheiten zu erzeugen vermag, die Enthaltsamkeit hat — mit Ausnahme vielleicht von ganz erregbaren Personen — noch niemandem geschadet. Die Keuschheit ward und wird sogar von vielen Seiten für ein Mittel gehalten, grössere Leistungsfähigkeit und Elastizität des Körpers und Geistes zu erzielen. Im Alterthum mussten die Athleten dem Liebesgenuss entsagen und z. B. die spartanischen Krieger sich durch Enthaltsamkeit zum Kampfe vorbereiten.

Wenn man Männer anführt, bei denen im Alter aufgetretene geistige Störungen auf den unterdrückten Naturtrieb zurückgeführt werden sollen, wie Newton und Pascal, so ist dies eben eine unbewiesene Behauptung, und lassen sich die krankhaften Veränderungen des Gehirns dieser Männer ebensogut oder eigentlich viel ungezwungener auf die fast übermenschliche Gehirnarbeit dieser Geistesheroen zurückführen. Unbegreiflich ist mir, wie Bebel unter den obengenannten Männern auch noch J. J. Rousseau anführen mag, da von diesem wohl Jedermann weiss, dass die sexuelle Enthaltsamkeit seine starke Seite eben nicht war.

Dagegen liessen sich genug Männer nennen, die nie ein Weib berührt, und doch in voller Gesundheit alt geworden sind. Ich erwähne nur zwei aus der neuesten Zeit, Döllinger, den berühmten Lehrer der Kirchengeschichte, und Bunsen, den Erfinder der Spectralanalyse.

Ausser diesen beiden aber stellen tausend und abertausend Personen aller Zeiten Beweis für meine Anschauung, ich meine die katholischen Geistlichen und männliche und weibliche Ordensangehörige, die sich freiwillig dem Cölibat unterzogen. Man kann dagegen einwenden, dass diese Personen sich wohl auf diese oder jene Art geschlechtlichen Genuss zu verschaffen wissen werden. Ich gebe ohne Zögern zu, dass es viele Geistliche, besonders in Oesterreich und Italien, giebt, die keineswegs nach den Regeln ihrer Kirche leben, und entweder mit Hilfe der so beliebten „Pfarrköchin“, oder, was noch

schlimmer, durch Onanie sich entschädigen. Aber das sind denn doch nicht alle, ja ich bin optimistisch genug, zu glauben, dass die Mehrzahl nicht so handelt. Jedenfalls aber giebt und gab es tausende von Geistlichen und Ordensangehörigen, die zu edel und zu pflichtgetreu sind, um die Gebote ihrer Kirche zu übertreten. Ausserdem ist der Geistliche auch in gewissem Sinne, besonders aber in kleineren Städten, Marktflecken etc. eine persona publica, deren geringster derartiger Fehltritt alsbald einem allzeit wachsamem Klatsch verfiel, und gewiss wird viele, deren Glaube und moralischer Halt vielleicht nicht fest genug wäre, die Furcht vor den moralischen und sozialen Folgen von dem „Schritt vom Wege“ abhalten.

Das zuverlässigste und gewiss unanfechtbarste Zeugnis sind die statistischen Mortalitäts-Tabellen über Ledige und Verheirathete, wobei unter Ledige natürlich die Mönche, Nonnen und katholischen Weltgeistlichen gemeint sind, und nicht etwa prassende Junggesellen, die sich von Verheiratheten ja nur durch den Mangel eines Eheringes und allenfalls auch grössere Ausschweifung im Liebesgenuß unterscheiden. Dabei tritt uns nun sogar die merkwürdige Thatsache entgegen, dass bei den Mönchen etc. die Mortalität sogar eine geringere ist, als bei den Verheiratheten, umso mehr merkwürdig, als doch z. B. die Ordensangehörigen grösseren Anstrengungen und Schädlichkeiten, wie Nachtwachen, Fasten, Krankenpflege, ausgesetzt sind, als das Gros der Verheiratheten, die im Gegensatz hierzu geregelte Lebensweise, bessere Pflege in gesunden und kranken Tagen etc. für sich beanspruchen können.

Im Uebrigen verweise ich auf die diesbezüglichen statistischen Zusammenstellungen in dem Buche „Der Geschlechtstrieb“ von Geh. Rath Prof. A. Hegar, das in seiner ausserordentlichen Gründlichkeit das Thema wohl am erschöpfendsten behandelt. Hegar, einer der berühmtesten Frauenärzte Badens, ist schon vermöge dieser seiner Stellung, die ihn das menschliche Geschlechtsleben genau kennen lehrte, einer der berufensten Richter in dieser Sache.

Ich komme also zu einem ganz anderen Punkte, als Herr Dr. Martens, und ich möchte endlich noch an dieser Stelle als persönliche Erfahrung anführen, dass von den Mitgliedern meines allerdings beschränkten Freundekreises (Männer in juristischen, medizinischen etc. Anfangsstellungen) die Mehrzahl noch kein Weib berührten, und sich dabei weder in ihrer Gesundheit noch in ihrem männlichen Selbstbewusstsein benachtheiligt fühlen.

Sicher ist, dass die sexuelle Enthaltensamkeit keine Erkrankung bedingt, und ich glaube fest, dass die rührende Sorge für ihre geliebte Gesundheit bei vielen jungen Leuten ein nur allzuwillkommener Entschuldigungsgrund für ihre Sinnlichkeit ist. Und eben weil ich dies glauben muss, deshalb berührt es mich peinlich, wenn ich sehe, dass hochgebildete, freidenkende Männer, deren Beruf sie zu Lehrern der Menschheit in dieser und jener Sache macht, die feste, ernste Ueberzeugung haben, dass wirklich die Sachlage sich so verhält, wie sie Dr. Martens schildert. Auch er meint es ja vollkommen ehrlich, er hat nach meiner Ansicht den festen Glauben an das, was er predigt, und darum habe ich versucht, dieser Ueberzeugung nie ich für falsch ansehen muss, meine Gegen Gründe entgegenzuhalten.

Mit der Prämisse, die ja meiner Ansicht nach unrichtig ist, fällt für mich auch alles Folgende weg. Erwähnt sei noch, dass ich die Ansichten von Herrn Dr. Martens über Onanie im Grossen und Ganzen theile, nur mit dem Unterschied, dass ich den durch die sozialen Verhältnisse bedingten Zwang gemäss meiner Anschauung nicht ganz anerkennen kann.

Dr. Fischer.

Das gebildete Proletariat in Deutschland.

Von Dr. Paul Ernst in Wilmersdorf.

Seit Jahren schon ertönen die Klagen über die beständige Zunahme der Studirenden an den Universitäten, die Unmöglichkeit, dass alle diese Leute einmal eine passende Versorgung erhalten können, und die lange Reihe von Jahren, welche Andere warten müssen, ehe sie zu einer, wenn auch nur bescheidenen Existenz kommen.

Die überraschende Zunahme der Studenten zeigt am besten folgende statistische Tabelle, welche Professor Conrad im Jahrgang 1891 der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ zusammengestellt hat. Leider geht sie über 1891 nicht hinaus, und es steht mir auch nicht das Material zur Verfügung, um sie zu vervollständigen. Jedoch soll die Abnahme, welche in 1890/91 zu bemerken ist, sich fortgesetzt haben.

Frequenz der deutschen Universitäten. von 1831/32—1890/91

	Allg.	prot.	Theol.	kath.	Theol.	Juristen	Mediz.	Philos.
1831/32—36	: 13.029	3.101	1.301	3.642	2.579	2.395		
1861/62—66	: 13.284	2.437	1.153	2.867	2.435	4.392		
1871/72—76	: 16.124	1.780	836	4.121	3.491	5.896		
1876/77—81	: 19.568	1.961	682	5.134	3.734	8.057		
1881/82—86	: 25.838	3.880	952	5.034	6.869	9.123		
1886/87	: 27.828	4.546	1.178	5.239	8.450	8.666		
1887	: 28.445	4.803	1.232	5.505	8.635	8.424		
1887/88	: 28.480	4.632	1.137	5.810	8.435	8.450		
1888	: 29.275	4.835	1.174	6.106	8.915	8.204		
1888/89	: 29.294	4.642	1.207	6.304	8.886	8.255		
1890	: 29.382	4.536	1.275	6.797	9.978	7.829		
1890/91	: 28.965	4.273	1.243	6.823	8.711	7.915		

Die Klage hat indessen nicht nur für Deutschland Berechtigung.

Ich gebe im Folgenden aus derselben Quelle eine Tabelle, welche die Prozentzahlen für dieselben Jahre und für die übrigen europäischen Staaten mit ähnlichen Universitätseinrichtungen enthält. Da die Dauer der Universitätsbesuche in den Staaten verschieden ist, so dürfen diese Zahlen immer nur für jedes Land mit einander verglichen werden.

Es entfallen auf 100 000 Einwohner Studirende in

Jahr	Deutschland	Oesterreich	Italien	Frankreich	Belgien	Holland	Schweiz		Dänemark (neu immatr.)	Norwegen	Schweden	Russland
							männl.	weibl.				
1831/32—36	28,1	—	—	—	24,7	—	—	—	—	—	—	—
1861/62—66	24,8	26,0	—	—	36,6	—	—	—	—	—	—	—
1871/72—76	31,9	33,5	39,9	25,4	40,6	—	—	—	32,8	—	—	—
1876/77—81	37,8	37,8	35,5	26,9	57,4	31,7	32,3	1,4	—	40,4	40,7	—
1881/82—86	45,5	46,4	47,6	36,5	77,6	37,7	40,6	3,4	—	53,4	53,3	—
Nach 86—91	48,0	55,9	51,3	42,6	82,3	45,4	50,4	5,2	47,1	76,6	57,3	9,9

Die soziale Bedeutung, welche das aus diesem Anwachsen der Studirenden sich ergebende gebildete Proletariat hat, ist natürlich in jedem Lande eine andere. Die Ursachen aber werden wohl überall ziemlich dieselben sein — es müsste doch als ein merkwürdiger Zufall bezeichnet werden, wenn verschiedene Gründe überall dieselbe Erscheinung verursacht hätten.

Leider giebt es keinerlei statistisches Material, aus dem sich mit wissenschaftlicher Sicherheit die Ursachen ablesen lassen. Ein solches Material müsste für die Reihe der Jahre den Stand der Eltern enthalten, damit man nachweisen kann, aus welcher Bevölkerungsschicht der Zuwachs rekrutirt, möglichst auch Wohnort der Eltern: Grossstadt, Kleinstadt oder Dorf; denn die Bevölkerungsklassen haben hier ein ganz verschiedenes Aussehen. Wenn ich versuche, einige Gedanken über die Ursachen zu geben, so weiss ich also ganz genau, dass sie, da einer begrenzten Erfahrung entstammend, sehr möglich irrig sein können. Die Erfahrungen gelten nur für Deutschland.

Den sichern Stamm der Studenten liefern die Söhne der studirten Klassen. Da ein Beamter, Arzt, Gymnasiallehrer etc., wenn er nicht zufällig eine reiche Frau geheirathet hat, über kein Vermögen verfügt, so kann er seine Söhne nur durch das Studium in den höheren Klassen erhalten, nicht dadurch, dass er ihnen ein Gut kauft oder sie eine Fabrik begründen lässt.

Der grosse Andrang nun fällt in die Jahre 1870—90, und zwar immer steigend. Nehmen wir an, dass ein Student mit 20 Jahren zur Universität kommt, und erwägen wir mit Rücksicht darauf, dass aus einer Familie mehrere nach einander geborene Söhne die Universität besuchen können, so können wir rechnen, dass die Studenten von 1870 durchschnittlich Ehen entsprungen sind, die 1845 geschlossen, die von 1890 solchen, die 1865 geschlossen sind.

Nun war die Zeit von 1849 bis 1874 eine Zeit wirthschaftlichen Aufschwunges und eine Zeit der Kriege. Die Kriege, welche die jüngere Mannschaft dezimiren, verursachen, dass die Ueberlebenden in jüngern Jahren zur Ehe schreiten können; der wirthschaftliche Aufschwung, der mehr Aerzte möglich macht, an neu gegründeten Privatschulen und den stärker frequentirten öffentlichen Schulen mehr Lehrer, der vielleicht auch die Beamtenstellen vermehrt hat, wirkt ebenso. Es ist anzunehmen, dass, da frühere Ehen kinderreicher sind, die Ehen, welche die Studirten in dieser Zeit geschlossen haben, ein grösseres Kontingent zu der akademischen Bevölkerung lieferten, wie die Ehen der früheren Jahrzehnte tiefster wirthschaftlicher Depression. Dazu kommt, dass jetzt mit der zunehmenden Genusssucht in den höheren Ständen die Frauen nicht mehr selbst stillen; auch das vermehrt die Kinderzahl.

Wenn sich trotzdem die steigende Bewegung nicht über 1890 hinaus fortsetzt — nach unserer Rechnung müsste sie bis 1899 andauern — so hat das seinen Grund darin, dass jetzt die Ueberfüllung in den gelehrten Berufen rückdämmend auf die Immatrikulation wirkt.

Derselbe Grund des wirthschaftlichen Aufschwunges in den Jahren 1849 bis 1874 hat auch noch weiter eingewirkt.

Gewiss der überwiegende Theil der Studenten, die nicht von akademisch gebildeten Vätern stammen, rührt aus dem Kleinbürgerthum her, namentlich aus den kleineren und mittleren Städten.

Jene Jahre brachten neben dem allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwung noch den Bau der Eisenbahnen und die Sprengung aller Fesseln in Handel und Gewerbe. Tüchtige Leute aus dem Stand der Handwerker und der kleinen Geschäftsleute vermochten in dieser Zeit ein kleines Vermögen vor sich zu bringen, gross genug, um dem Sohn das Studium zu ermöglichen, aber zu klein, um ihm das Geschäft in derartigem Umfang zu hinterlassen, dass er als Fabrikant oder grosser Kaufmann in die höheren Klassen kam. Diese Leute benutzten das Studium als Staffel zum Aufsteigen in die höhere Gesellschaft.

Das dürften die beiden Hauptmomente sein, die in Frage kommen. Nebensächliches kommt noch dazu. So z. B. ist der Stand der Elementarlehrer merkwürdig aufstrebend. Wohl mit Ende der 50er Jahre, mit dem Einfluss des Liberalismus auf die Regierung, beginnen die Gehaltsaufbesserungen dieses Standes, und damit für manchen Dorfschulmeister die Möglichkeit, das, was früher ein unerfüllbarer Traum schien, nämlich, seinen Sohn einmal auf der Kanzel zu sehen, zu realisiren.

Jedenfalls ist die Ueberfüllung in den gelehrten Berufen jetzt da, mit der Folge, dass in den unabhängigen Berufen, wie denen der Aerzte und Rechtsanwälte Mancher nie eine nur einigermaßen genügende Existenz erreicht, in den Staatsanstellungen immer erst sehr spät, und da eben wegen des Andrangs die Gehälter nicht so erhöht sind, wie es dem gesteigerten allgemeinen Bedürfniss entsprechen würde, gleichfalls eine oft ungenügende.

Wenden wir uns der Betrachtung der einzelnen Berufe zu.

Fast gar keine Ueberfüllung ist bei den katholischen Theologen vorhanden, und eine nur geringe bei den protestantischen. In den beiden Jahrzehnten 1860 bis 1880 sehen wir einen sehr starken Rückgang der Studentenzahl, verursacht wahrscheinlich durch das Nachhallen der materialistischen Zeitphilosophie. Seit 1880, als sich die grosse Ueberfüllung in den übrigen Berufen herausstellt, wenden sich die Studirenden faute de mieux wieder der Theologie zu; von einem neu erwachenden Glaubensleben dürfte kaum die Rede sein.

Der protestantische Theologe spielt eine sehr bescheidene Rolle schon auf der Universität, und vielmehr dann später im Leben. Kürzlich wurde in Mecklenburg ein Pfarrer abgesetzt, weil er bei der Leiche eines Mannes geredet hatte, die zur Feuerbestattung nach Gotha geschickt wurde. Ein Pastor Kock in Preussen wurde strafversetzt, weil er in einem konservativen Verein den Grundbesitzern gewagt hatte vorzuwerfen, dass sie sich nicht um ihre Arbeiter kümmerten, und z. B. sie nie besuchten, wenn in deren Familie ein Fest, Konfirmation etc. gefeiert werde. Wenn die Zahl der Studenten dieser Fakultät also so zunimmt, so wird man kaum richtig urtheilen, dass dies durch besondere Freude an diesem Beruf verursacht werde.

Das Studium dauert gesetzlich 6 Semester, wird aber gewöhnlich auf 7 Semester ausgedehnt. Dann muss ein erstes Examen gemacht werden, auf welches nach zwei Jahren, die der Kandidat gewöhnlich als Hauslehrer verbringt, das zweite Examen folgt. Mit durchschnittlich 25 bis 26 Jahren ist dann der Mann anstellungsfähig. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen hat er dann noch vielleicht bis zum 32. Jahre zu warten, bis er eine Pfarre bekommt mit vielleicht 2000 Mk. Gehalt. Das ist wenig, ermöglicht jedoch auf dem Lande eine ganz anständige Existenz, so lange die Kinder klein sind. Wenn man von den seltenen Ausnahmen der sehr guten Stellen absieht, kann man annehmen, dass ein Pastor zuletzt eine Stelle mit einer Einnahme von 4—5000 Mk. hat. Da die meisten doch auf dem Lande wohnen und ihre Söhne in die Stadt in Pension geben müssen, da ferner das Studium doch ziemlich viel kostet, so ist dieses Einkommen sehr oft nicht ausreichend, und es muss durch Aufnahme von Pensionären, Stundengeben etc. noch zuverdienst werden.

Bedeutend schlimmer ist die Ueberfüllung bei den Juristen. Diese haben gleichfalls unmittelbar nach dem Studium ein erstes Examen zu machen, das Referendarexamen, dann folgt eine zweijährige praktische Dienstzeit, während der sie nichts verdienen, und dann kommt das Assessorexamen.

Schlägt der Betreffende die Richtercarriäre ein, so hat er die Aussicht, vielleicht bis zum 35. Jahre zu warten. Das Anfangsgehalt beträgt dann 2400 Mk. Damit wird er als Amtsrichter angestellt. Erhält er keine höhere Stellung, so kommt er allmählich auf 6000 Mk. Landgerichtsdirektoren erhalten 4800 bis 6600 Mk., Landgerichtspräsidenten 7500 bis 9900. Da es 3490 Land- und Amtsrichter, und nur 192 Landgerichtsdirektoren und 91 Landgerichtspräsidenten in Preussen giebt, so ist die Wahrscheinlichkeit natürlich am grössten, dass es mit dem Maximalgehalt von 6000 Mk. sein Bewenden hat. Subalternbeamte bei den Gerichten erhalten bis 4800 Mk. Maximalgehalt. Da diese doch viel früher in Dienst kommen, so stehen sie kaum viel schlechter, wie ihre studirten Vorgesetzten. Dass der Sekretair mehr Gehalt hat, wie ein Amtsrichter, kommt sehr häufig vor.

In der Verwaltungscarriäre liegen die Dinge noch ungünstiger. Zunächst währt die Vorbereitungszeit noch länger, da nach der zweijährigen Dienstzeit als Gerichtsreferendar noch eine zweijährige Zeit als Regierungsreferendar durchgemacht werden muss. Die Ueberfüllung ist noch grösser, sodass gegenwärtig ein Assessor vor dem 42. bis 45. Jahre nicht auf Anstellung hoffen kann. Die Gehälter sind dann allerdings höher.

In der Berg-, Forst- und Bauverwaltung, wo zum Theil eine noch längere Vorbereitungszeit nöthig ist, kommt gleichfalls jetzt Niemand vor dem 40.—42.—45. Jahre zur Anstellung.

In diesen Berufen hat der Betreffende aber doch wenigstens die sichere Aussicht, einmal eine, wenn auch nicht gerade grossartige Existenz zu erhalten, und da das durchschnittliche Lebensalter hier ziemlich hoch

ist, auch einige Zeit zu geniessen. Viel schlimmer stehen die Mediziner da.

Hier, wo so sehr viel auf Zufall und Persönlichkeit ankommt, lassen sich natürlich gar keine Zahlen angeben. Nur gelegentlich erfährt man einmal etwas von dem Elend, welches hier herrscht. So wurde bei der ersten Selbsteinschätzung seit der Miquel'schen Steuerreform bekannt, dass in Berlin von sämtlichen Aerzten nur 10 Prozent 3000 Mk. Einkommen hatte — man denke, in Berlin mit seinen theuren Wohnungen und sonstigen kostspieligen Lebensverhältnissen! Einzelne dieser 10 Prozent mögen ganz exorbitante Einnahmen haben; das Gros aber lebt doch offenbar in ganz ungenügenden Verhältnissen. Erwägt man, dass der Mann, wenn er verheirathet ist, sich doch in eine Lebensversicherung einkaufen muss, die bei der hohen Sterblichkeitsrate der Aerzte sehr theuer sein wird, so kommt man zu dem Schluss, dass er, falls er nicht Privatvermögen besitzt, oder seine Frau vermögend ist, überhaupt keine Ehe schliessen kann.

Hier kommen wir auf einen wichtigen Punkt. Die geschilderten Zustände zwingen die Angehörigen der gebildeten Stände, sich nach reichen Frauen umzusehen. Da sie gesellschaftlich eine gute Stelle einnehmen, so geht das auch leicht. Am höchsten notirt in dem Lande des Militarismus auf dem Heirathsmarkt natürlich der Offizier. Nach ihm kommt gleich der Jurist, dann der Mediziner. Philologen und Theologen stehen sehr niedrig im Kurs und machen wohl sehr selten Geldheirathen*).

Selbstverständlich haben solche Zustände die schlimmsten Folgen für Charakter und Sittlichkeit in diesen Klassen.

Am allerschlimmsten geht es den armen Philologen. Ich zitiere im Folgenden ab und zu einen Aufsatz eines solchen in der „Neuen Zeit“, 13. Jahrgang.

Die durchschnittliche faktische Studienzeit beträgt 11 Semester. Dann kommen noch 2 Probejahre an einem Gymnasium, während deren der Mann nichts verdient; die ganze Vorbereitung erfordert also $7\frac{1}{2}$ Jahre, sodass er im Alter von etwa 26 bis 27 Jahren anstellungsfähig ist.

Bei der Besetzung der Stellen wurde früher ganz nach Willkür verfahren. Jetzt muss wenigstens an den staatlichen Anstalten nach

*) Aus dem grossen Material, welches ich mir gesammelt habe, möge nur folgender Schmerzensschrei eines Berliner Arztes im Jahrgang 1890 des „Aerztl. Centralanzeiger“ Platz finden: . . . „Es ist bereits soweit gekommen, dass bereits kaum ein Drittel der Aerzte von dem Verdienst lebt. Geht das so fort, so können die Herren Kollegen bald zusammentragen, um ihre armen Kollegen nicht verhungern zu lassen. . . . Ich selbst bin seit 3 Jahren Arzt im Centrum von Berlin. Die väterliche Unterstützung, die ich bisher hatte, hielt mich über Wasser. Ein geschäftliches Unglück meines Vaters beraubte mich dieser Quelle, und jetzt stehe ich hilflos da. Mein Verdienst betrug jährlich 1400 Mk.; Miete und Steuer nehmen 1200 Mk., das Uebrige bekam ich zum Leben vom Vater; jetzt verdiene ich nebenbei durch Uebersetzen und Abschreiben den Lebensunterhalt. Ist das den Herren Kollegen noch nicht Elend genug, so kann ich mit noch mehr aufwarten; es giebt Aerzte, die im Monat sieben Mark verdienen. . . . Ist es ideal, wenn jeder Masseur, jeder Barbier von seinem Verdienst sich ernährt, während der Arzt erst reich heirathen oder den Geldbeutel schon mit in die Praxis bringen muss? . . . Ist es ideal, wenn ein Mann sein ganzes Leben lang sich nähren muss von dem, was sein Vater oder Schwiegervater zusammengeschart?“

der Anciennität verfahren werden; die städtischen Lehranstalten stellen noch heute nach Willkür an, natürlich möglichst junge Leute. Im Jahre 1892/93 betrug die Wartezeit an den staatlichen Anstalten bereits 7 Jahre im Durchschnitt; aber manche Provinzen standen weit höher als der Durchschnitt, z. B. Schlesien, wo die Wartezeit gegenwärtig 13 Jahre beträgt, sodass hier also Niemand vor dem 40. Jahre angestellt wird. „Von einem ist bekannt, dass er, an der Anstellung verzweifelnd, Medizin studirt hat, jetzt Dr. med. und praktischer Arzt ist, aber doch die Absicht hat, wieder in den Schuldienst zurückzutreten, wenn nach der Anciennitätsliste die Reihe an ihn kommt; er wartet bereits 11 Jahre. Einer ist mit 49, ein anderer mit 50, ein dritter gar mit 60 Jahren zur definitiven Anstellung gelangt.“

Die Zeit bis zur Anstellung müssen sich diese armen Proletarier auf irgend eine Weise durchzuhungern suchen: durch Stundengeben, als Hauslehrer, durch Uebersetzungen, als Reporter, Lokalredakteure etc. und als Hilfslehrer.

„Nachhilfestunden für das Mittagessen oder Abendbrod, für 40, 50 Reichspfennige scheinen zwar nicht mehr so oft als früher vorzukommen, werden aber sicherlich in grossen Universitätsstädten, besonders in Berlin, noch zu finden sein. Wenn der Student oder Kandidat der Philologie für die Stunde eine Mark erhält, so ist er gewöhnlich zufrieden. . . . Hauslehrerstellen haben ebenfalls wenig Verlockendes. Hauslehrer haben nicht selten ausser der freien Station gar keinen Gehalt; der mittlere Gehalt beträgt 600 Mk. pro Jahr. Stellungen, die 1000 Mk. und mehr einbringen sind schon sehr gesucht und ohne Kriecherei und hohe Gönnerschaft selten zu erreichen. Dem entspricht die gesellschaftliche Stellung, die man den Hauslehrern im Hause einzunehmen gestattet. Das Hauslehrerthum ist beinahe immer ein akademisch gebildetes Domestikenthum, das der äussere Schein nur kümmerlich verdeckt.“ Welches Elend in den eigentlichen Bohémienberufen herrscht, zu denen die Kandidaten theilweise greifen, kann man sich schon so vorstellen. Nur über die „Hilfslehrer“ sind noch einige Worte nöthig. Der Hilfslehrer unterrichtet an staatlichen oder städtischen Lehranstalten, ohne angestellt zu sein. Eigentlich soll er nur zur Aushilfe verwendet werden; indessen giebt es an vielen Schulen bereits seit langen Jahren bestehende derartige Hilfslehrerstellen. Es sind zwei Arten zu unterscheiden: die, welche stundenweise bezahlt werden, und die, welche vierteljährlich ein Pauschquantum bekommen. Von den rund 1200 Hilfslehrern in Preussen im Jahre 1894 hat die Hälfte nur bis 900 Mk. Jahresgehalt, 316 arbeiten überhaupt ganz umsonst.

Wenn schon die Zustände in den sozusagen offiziellen Berufen derartig traurig sind, so kann man sich vorstellen, wie sie erst unter den Journalisten, Künstlern, Schauspielern etc. sein mögen. Wie bei den Aerzten und Rechtsanwälten giebt es auch hier ein paar, welche hohe Einnahmen beziehen; die Chefredakteure der grossen Blätter haben Gehälter von 20—30000 Mk.; Schauspielichter, welche das Glück haben, oft aufgeführt zu werden, beziehen so hohe Tantiemen von ihren Stücken,

dass sie mit keinem Börsenbaron tauschen; Maler, die in Mode sind, beliebte Schauspieler können gleichfalls auf hohe Einkünfte rechnen. Der Rest vegetirt in jenem Elend der Bohème, das international ist und keinerlei nur Deutschland eigenthümliche Züge aufweist.

Bisher hat sich Deutschland dadurch ausgezeichnet, dass dieses Elend in den gebildeten Berufen nicht die Veranlassung gab, dass in diesen Kreisen sich sozialistische Ideen verbreiteten, wie das z. B. in Italien der Fall ist. Die grosse Bedeutung der Sozialdemokratie als Arbeiterpartei dürfte die Hauptursache sein. Der Gebildete fühlt sich doch immer als zu einer anderen Klasse gehörig, und es gehört schon sehr viel dazu, dass er sich mit dem Arbeiter solidarisch fühlt. Indessen beginnt die traurige Wirklichkeit, dieses Standesvorurtheil schon zu brechen; das Bestehen dieser Zeitschrift ist der sicherste Beweis dafür.

Der Anarchismus, eine Richtung des Sozialismus?

Von A. Hamon in Paris.

Schluss.

IV.

Gegen die Ergebnisse unserer vorangegangenen Untersuchung könnte man nun, wenn auch vergeblich, den Einwand erheben, der kommunistische und der kollektivistische Anarchismus verfolgten eine Taktik, welche von derjenigen der staatlichen, der kollektivistisch-autoritativen und anderer Sozialisten abweicht, ja, wenn man so will, derselben feindlich gegenüberstehe. Ebenso vergeblich wäre der Einwurf, dass diese letzteren die Propaganda durch Dynamit und Dolch verdammten, während die ersteren sie anpriesen.

Wenn der kommunistische und der kollektivistische Anarchismus ihrem Wesen nach gewalthätig wären, so wären diese Einwände von Werth. Aber bei beiden trifft die Behauptung der Gewalthätigkeit nicht zu und Niemand kann sie vernünftigerweise aufrecht erhalten. Auf den kleinen Anzeigen, durch welche die Sozialisten Gross-Britanniens ihre Meetings ankündigen, steht mit Recht: der Anarchismus ist nicht die Bombe.

Fast in der ganzen Welt gibt es Individuen, welche, obwohl sie selbst sich Anarchist-Kommunisten nennen, und von der öffentlichen Meinung als solche hingestellt werden, die Anwendung der Gewalt verabscheuen. Zu diesen gehören z. B. J. K. Kenworthy, T. Bell und auch Leo Tolstoi, dessen Werk nur ein steter beredter Protest gegen die Gewalt ist. Alle diese Gegner derselben wären keine Anarchisten, wenn die Gewalthätigkeit das Wesen des Anarchismus ausmache. Sie sind aber Anarchisten — darüber ist sich alle Welt einig —, also ist die Gewalt nicht das Wesen des Anarchismus. Sie ist ein Mittel, welches gewisse Anarchisten anwenden, aber sie ist kein Prinzip des kommunistischen und des kollektivistischen Anarchismus. Schliesslich seien noch die Worte eines der Märtyrer von Chicago, A. R. Parsons, angeführt: „Eine wahnwitzige Wuth gegen die Tyrannen und ein unbestimmtes Verlangen zu zerstören und zu tödten sind nicht charakteristisch für die Philosophie, die als Anarchismus bekannt ist. . . . Der Anarchismus ist das völlige Gegentheil der Ideen von roher Gewalt. Die Gewalthätigkeit verletzt die Rechte der Individuen, und wird daher ganz

und gar verworfen, sei sie gesetzliche Gewaltthätigkeit, nationale oder die unverantwortliche der Individuen.“

Also die Gewalt gehört nicht zum Wesen des Anarchismus. Gegen eine gegen-theilige Behauptung protestirt das ganze Werk der Denker, welche die Doctrinen des kommunistischen und des kollektivistischen Anarchismus geschaffen haben.

Diese Einwände haben also gar keinen Werth. Sie sind unzulänglich, um den Ausschluss der Anarchisten aus dem Sozialismus zu begründen. Mögen in der That die Mittel zur Erreichung eines und desselben Zweckes noch so verschieden sein, so hindert dies nicht, dass alle, welche ihn erreichen wollen, nicht unter einander verbunden seien durch ein gemeinsames Kennzeichen: das gleiche Ziel selbst.

Diese Einwände sind aber umso werthloser, als es Sozialisten giebt, die obwohl sie eingefeischte Gegner des Anarchismus sind, nicht nur die kollektivistische, sondern auch die individuelle Gewalt billigen. In seinem Kapital spricht sogar Karl Marx von der Gewaltthat als einer Geburtshelferin jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht. Die Gewalt ist ihm ein ökonomischer Faktor. Ferner stellt er in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ den revolutionären Terrorismus als das einzige Mittel hin zur Verminderung der Geburtswehen der gegenwärtigen Gesellschaft, welche mit einer neuen Gesellschaft schwanger geht. Handelt es sich um kollektive oder individuelle Gewalt? Beides kann man behaupten; denn für viele Leute gilt der russische Terrorismus, obwohl er individuell ist, für revolutionär.

Der „Almanach du Parti Ouvrier“ für das Jahr 1893 (Guesde'scher Richtung) verherrlicht in den „sozialistischen“ Tagesnotizen die summarischen Exekutionen der russischen Nihilisten und die Dynamitattentate derselben „russischen Sozialisten“. Diese Urheber individueller Gewaltakte werden als „Vollstrecker der Gerechtigkeit“ bezeichnet. Ich stelle bloss unparteiisch die Thatsache fest, ohne den Werth dieser Art gewaltthätiger Propaganda zu beurtheilen, denn für unsere Untersuchung bringt eine solche Beurtheilung keinen Nutzen. Beachten wollen wir auch noch, dass wir andererseits kommunistische Anarchisten kennen, welche die „Dynamitarden“ als Urheber tadelnswerther, verwerflicher Thaten ansehen.

Also, gewisse Anarchisten und Kollektivisten und eine Anzahl anderer nicht anarchischer Sozialisten preisen oder gestatten die kollektive oder individuelle Gewaltthätigkeit.

Aus unserer obigen Beweisführung erhellt, dass die Taktik der Gewalt kein Merkmal für die Trennung in kommunistische oder kollektivistische Anarchisten und andere Sozialisten ist. Aber selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde er den Ausschluss der kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten aus dem Sozialismus nicht begründet haben. Man mag die erwähnten Einwände ansehen wie man will, so kommt man konsequenterweise zu dem Schluss, dass sie nicht stichhaltig sind.

Vergeblich wäre auch der Einwurf, dass das Ziel des Sozialismus die direkte Gesetzgebung ist, während diese keineswegs dasjenige des kommunistischen und kollektivistischen Anarchismus ist.

Diesen Einwurf anzuerkennen, wäre irrig; denn wenn die direkte Gesetzgebung das Ziel eines Sozialismus ist, so ist sie doch nicht dasjenige des Sozialismus. Zum Beweis hierfür will ich anführen, dass die revolutionäre-sozialistische Arbeiterpartei Frankreichs (Parti ouvrier socialiste revolutionnaire) — eine der wichtigsten Richtungen des französischen Sozialismus — als Ziel eine kommunistische Gesellschaft vor Augen hat, in welcher der Mensch vollkommen emanzipirt sein soll. Die direkte Gesetzgebung kommt nur in ihrem vorläufigen Programm vor. Ferner kann ich als Beweis folgende

Zeilen von G. Renard anführen: „Die Sozialisten zielen auf eine vollständige Entfaltung des Individuums, auf ein stufenweises Verschwinden jedes äusseren Zwanges, auf einen sozialen Staat, wo jede Regierung überflüssig geworden ist, weil Jeder seine Pflicht thun würde ohne andere Herren, als sein Gewissen und seine Vernunft. Allein sie glauben, dass es zur Erreichung dieses Zieles einer langen solidarischen Erziehung bedarf und dass Gesetze noch auf unbestimmte Zeit hinaus nothwendig sind; sie hoffen keineswegs im Sturm eine vollkommene Gesellschaft zu erreichen; ihr Ehrgeiz beschränkt sich darauf, einen Tagesmarsch auf dem endlosen Wege zurückzulegen, auf welchem die Humanität vorwärts schreitet.“

Also der Einwurf hält nicht Stich, denn wenn die Thatsache, dass der kommunistische und der kollektivistische Anarchismus nicht die direkte Gesetzgebung bezwecken die Ausschliessung dieser anarchistischen Lehren aus der sozialistischen zur Folge hätte, so müsste man auch die revolutionär-sozialistische Arbeiterpartei, G. Renard und viele andere ausschliessen. Gestehen wir ein, dass diese logische Schlussfolgerung zum Absurden führt, und der Irrthum, die direkte Gesetzgebung als Ziel des Sozialismus hinzustellen, tritt klar zu Tage.

Vergeblich ist auch der Einwurf, dass alle sozialistischen Doctrinen auf eine Organisation der Arbeit hinzielen, während die anarchische, kommunistische und kollektivistische eine Organisation nicht gelten lassen.

Diesen Einwurf anzuerkennen, wäre irrig. Der kommunistische und der kollektivistische Anarchismus erstreben eine Organisation der Arbeit, „die nicht durch eine fremde Gewalt geschaffen wird, sondern die sich selbst organisirt,“ lesen wir in der „Révolte“. Und ist für C. De Paepe nicht die Anarchie „die Aufhebung der Politik durch die soziale Oekonomie, der gouvernementalen Organisation durch die industrielle Organisation?“

Behaupten, dass der kommunistische und der kollektivistische Anarchismus keine Organisation wollten, heisst denjenigen, welche die Doctrinen ausgebildet haben, eine ausserordentliche Dummheit zumuthen, was sich von selbst verbietet bei Namen wie Krapotkin, Proudhon, Reclus, Merlino, Malatesta, Malato, Grave, R. Mella. Wer Gesellschaft sagt, sagt damit auch Association, Anordnung; wo Anordnung ist, ist auch unvermeidlicherweise Organisation. Der menschliche Geist weigert sich, eine unorganisirte Gesellschaft, wo Jeder seinen eignen Weg gehen würde, zu begreifen. Das ist nicht das Ideal der kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten, denn sie sprechen von „freien Föderationen“, von „frei vereinigten Produzenten“, von „autonomen Gruppen“, welche im anarchischen Staate bestehen sollen. Wenn es Gruppen giebt, giebt es nothwendigerweise Organisation. Sie ist frei, das ist alles.

Ich mache wieder darauf aufmerksam, dass ich den Inhalt der Theorien feststelle, und dass hier nicht der Ort ist, ein Urtheil darüber abzugeben, ob diese Organisation utopisch oder ob ihre Verwirklichung möglich ist.

Man lese „Anarchy“ von Malatesta, die „Philosophie des Anarchismus“ von A. R. Parsons, „Der Wohlstand für Alle“ von Krapotkin, und man wird in klaren Worten, gegen die kein Widerspruch möglich ist, ausgesprochen finden, dass die anarchisch-kommunistische und kollektivistische Doctrin eine Organisation fordern.

Aus dem eben Angeführten ergiebt sich also die Existenz einer Organisation beim kollektivistischen und kommunistischen Anarchismus. Folglich ist die Behauptung, diese Doctrinen wollten keine Organisation, falsch und entbehrt jeder Grundlage; konsequenterweise kann also der kommunistische und kollektivistische Anarchismus dieserhalb nicht vom Sozialismus ausgeschlossen werden.

Vergeblich ist auch der Einwurf, dass der Sozialismus sich von der Anarchie durch die prinzipiell wichtige Thatsache unterscheidet, dass der Sozialismus Gesetze will, und die Anarchie sie alle, selbst die vertragsmässigen, verwirft.

Diese Behauptung ist irrig, und der kommunistische und kollektivistische Anarchismus unterscheidet sich in diesem Punkte keineswegs vom Sozialismus. Weit entfernt, die vertragsmässigen Gesetze zu verwerfen, fordern die kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten sie ausdrücklich. Diese Gesetze bestehen ohne physische Gesetzeskraft, ohne zwangsmässige Verbindlichkeit; sie werden freiwillig beobachtet, ohne dass irgend ein materieller Zwang Jemanden nöthigt, sich ihnen zu unterwerfen. „Die Anarchie“, schreibt A. Ranc, „ist der Kontrakt an Stelle der Oberherrlichkeit, das Schiedsgericht an Stelle der richterlichen Gewalt. Die Bürger schliessen ihre Kontrakte frei unter sich, nicht mit der Regierung.“ Im „Anarchistischen Manifest“ Gauthier's vom Jahre 1882 lesen wir: „Die Anarchisten wollen die freiwillige Organisation in's Leben rufen, den freien Vertrag, der augenblicklich geschlossen wird und beständig lösbar ist, der die Menschen nur mit einander verbindet durch die Gemeinsamkeit der Interessen, durch die Gegenseitigkeit der Wohlanständigkeit, der Gemeinschaft und der Sympathien.“ Proudhon sagt ausdrücklich, dass die Anarchie eine soziale Theorie sei, in der die Idee des Vertrages an die Stelle der Idee der Autorität träte.

Aus der Thatsache, dass der kollektivistische und kommunistische Anarchismus den Vertrag wollen, geht hervor, dass sich die Doctrinen in diesem Punkte keineswegs prinzipiell vom Sozialismus unterscheiden, und dass der Einwurf damit hinfällig wird. Er ist werthlos und man kann sich nicht auf ihn stützen, um den Ausschluss der anarchischen und kommunistischen Doctrinen vom Sozialismus auszusprechen.

Vergeblich ist schliesslich auch der Einwurf, dass „die Anarchie unvereinbar ist mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel.“

Wenn die Sozialdemokraten diese Unvereinbarkeit behaupten, so leugnen die Anarchisten dieselbe, ja sie behaupten sogar, dass Kommunismus und Anarchismus völlig mit einander übereinstimmen. Es ist hier nicht am Platze, die Behauptungen der einen oder der anderen Partei zu prüfen, zu untersuchen, wer im Recht ist, zu erfahren, ob die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und eine ungebundene Form der Gesellschaft im Widerspruch stehen. Dies hat mit unserer Untersuchung, ob die anarchischen, kommunistischen und kollektivistischen Doctrinen sozialistisch sind, nichts zu thun. Wenn die Unvereinbarkeit nicht vorhanden ist, dann fällt der Einwurf von selbst. Wenn dagegen die Sozialdemokraten Recht haben, so folgt daraus, dass kein Mensch gleichzeitig Anarchist und Kommunist sein kann. Er muss sich entweder für den Kommunismus oder für den Anarchismus entscheiden. Wie diese Entscheidung ausfallen muss, ist bekannt, denn „vor Allem wollen sie die Abschaffung des Privateigentums.“ Also, wenn diese Unvereinbarkeit besteht, so würde sie die anarchischen Kommunisten und Kollektivisten nicht vom Sozialismus ausschliessen, sondern sie würde sie aus dem Anarchismus ausweisen.

V.

Fassen wir die Resultate unserer Untersuchung zusammen. Von all' den Einwänden gegen die Einordnung des anarchischen Kommunismus und Kollektivismus in den Sozialismus, lässt sich keiner aufrecht erhalten, behält keiner seine Gültigkeit, wenn man die Dinge leidenschaftslos analysirt. In ihrem Wesen gleichen sich alle Doctrinen der sozialistischen Schulen, der anarchische Kommunismus und Kollektivismus

mit eingerechnet. Alle weisen ein gemeinsames Moment auf: die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Bei allen finden wir sodann dieselbe Kritik der bestehenden Staatsform. Nur die Idealisierung einer neuen Gesellschaft und die Taktik weichen von einander ab, den einzelnen sozialistischen Richtungen, den Rassenverschiedenheiten entsprechend. Ferner ist noch zu beachten, dass diese Abweichungen vornehmlich in der Taktik liegen; die Verschiedenheit der für die Zukunft erdachten Gesellschaftsformen ist nur gering, selbst wenn man das Ideal eines Sozialdemokraten Rienzi, oder eines Sozialreformers A. Renard mit dem Ideal eines Krapotkin, eines Malatesta vergleicht. Der Unterschied beruht auf der unmittelbaren Ersetzung des autoritativen Prinzips durch das freiheitliche (Krapotkin, Malatesta) an Stelle der schrittweisen Ersetzung (Rienzi, Renard). Dieser Unterschied ist aber ganz unbedeutend, und wenn man den Faktor „Zeit“ aus der Rechnung herausliesse, würde der Unterschied zu bestehen aufhören.

Die historische und logische Wahrheit ist, dass der kommunistische und der kollektivistische Anarchismus Richtungen des Sozialismus sind, mit demselben Recht wie die Sozialdemokratie, der autoritative Kommunismus, der Colins'sche Kollektivismus. In Wahrheit gibt es Kommunisten und Kollektivisten, welche politische Anarchisten sind; ebenso Anarchisten, welche ökonomisch theils Kommunisten, theils Kollektivisten, in beiden Fällen also Sozialisten sind.

Aus der Thatsache, dass zwischen den einzelnen Schulen innerhalb des Sozialismus unüberwindliche Abstände nicht vorhanden sein können und nicht vorhanden sind, folgt, dass diese Schulen Schwenkungen machen und sich ändern. Die Anhänger bilden sich um, wechseln, gehen vom Autoritarismus zum Anarchismus über und umgekehrt; vom Kommunismus zum Kollektivismus und umgekehrt. Folglich muss der Philosoph zu dem Resultat gelangen, dass innerhalb des Sozialismus Alle, — welcher Schule sie angehören mögen — vereint marschiren könnten, geeinigt durch ihren Angriff auf die bestehende Gesellschaft, welche sie für eine schlechte Form halten. Der Philosoph muss aber auch noch zu dem zweiten Resultat gelangen, dass sie nicht zusammen marschiren werden, weil sie eben Menschen sind.

Anmerkung des Uebersetzers: Mit Rücksicht auf den Raum unseres Blattes war ich gezwungen, manche Kürzungen des Originals vorzunehmen und die meisten Quellenangaben wegzulassen. Wesentliches ist aber an keiner Stelle ausgeschieden worden; von der Kürzung wurden durchweg nur Wiederholungen betroffen.

F. Haupt.

Warum ich bisweilen Gedichte machte.

Eine Plauderei.

Ob ich sonst etwas tauge, will ich dahin gestellt sein lassen, aber zwei grosse Vorzüge lasse ich mir nicht abstreiten, am allerwenigsten von den Lesern dieser Zeitschrift, die mich gar nicht kennen.

Erstens spiele ich weder Klavier, noch Geige, noch Flöte, noch sonst irgend ein musikalisches Instrument, ausser meinem eigenen Kehlkopf, und selbst den noch selten und nur bei vorgerückter Nachtzeit zwischen gefüllten Bierseideln als Resonanzböden, umgeben von den Verbrennungsprodukten nikotinhaltiger Substanzen.

Zweitens mache ich unter normalen Verhältnissen niemals Gedichte, prinzipiell nicht! Wegen dieser Eigenschaft fühle ich mich weit erhaben über viele Litteraten und Dichter, bei denen oben genanntes Vergehen häufig vorkommen soll. Um mich jedoch nicht besser zu machen, als ich bin, muss ich bekennen, dass ich auch ein paar Mal eine schwache Stunde gehabt habe.

Wir sind eben Alle irrende Menschen!

Das eine Mal litt ich an umfangreicher Forunculose: An verschiedenen Körpertheilen machten sich thalergrosse, rothe Erhebungen bemerkbar; es waren das die mit Recht so unbeliebten Schwären. Meine Körpertemperatur betrug 38,5°. Da unter solchen Umständen nicht daran zu denken war, etwas Vernünftiges zu treiben, so kam ich schliesslich auf den verzweifelten Gedanken, ein Gedicht zu machen, aber nicht auf die Schwären, Gott bewahre! Soviel hatte ich von der Poeterei doch schon begriffen, dass ein Dichter vor Allem „ideal“ sein muss, dass er nichts schreiben darf, was den reinen und keuschen Sinn unseres Volkes verletzen könnte. Und da mehrere der oben beschriebenen Gebilde die Unanständigkeit und Frivolität gehabt hatten, sich auf einen Körpertheil zu plaziren, auf den ich für gewöhnlich zu sitzen pflege (man stelle sich die Situation vor!), so wäre es schon aus diesem Grunde höchst anstössig gewesen, sie in einem Gedichte zu besingen. Ueberdiess musste man damals besonders vorsichtig in Betreff von Religion, Ordnung und Sitte sein, da die Umsturzvorlage über dem Haupte schwebte.

Ich beschloss also, nicht über die Schwären zu dichten, überhaupt nicht über irgend etwas, was sich in dem Gebiete des Deutschen Reiches zugetragen haben könnte. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Vielmehr besang ich die sozialen Zustände eines Landes, wo der liebe Gott das Eisen aus der Erde wachsen lässt, weshalb es keine Knechte da giebt, und wo der Grünkohl aus Bergwerken geholt wird, wo es also in jeder Beziehung ganz entgegengesetzt zugeht, wie bei uns, also dass sich mit jenem Gedichte kein preussischer Staatsanwalt getroffen fühlen kann. — Ich erinnere nochmals, dass meine Körpertemperatur 38,5° betrug. — Dieses interessante Gedicht bewahre ich unter meinen Andenken noch auf und bin bereit, es als Abschreckungsmittel bei sporadischer Poetomanie Jedermann zuzusenden.

Auch das andere Mal, wo ich mich verging, befand ich mich nicht unter normalen Verhältnissen, sondern zeigte Symptome einer akuten Alkoholvergiftung, welche Krankheit bekanntlich an manchen Orten, besonders kleinen süddeutschen Universitätsstädten, endemisch auftritt. Auch ich hatte mich an einem solchen Orte infiziert, indem ich aus Norddeutschland zum ersten Male in eine Gegend kam, wo der Wein vom Fass verschänkt wird. Dies hatte in mir die Vorstellung erweckt, dass der Wein dort ein Ersatzmittel für das schwieriger zu bereitende Bier sei, und dass man es also in denselben Quantitäten geniessen müsse, wie das heimathliche Getränk. Die Konsequenz dieser Anschauungsweise waren gewisse Handlungen, über die ich schweigend hinweggehe.

Es war ein schöner Sonntag Vormittag, und die Sonne warf hellkichernde Strahlen auf die sonst ganz ruhige Stadt. Ich hatte, wie Sie sehen, sehr früh angefangen mit der oben nicht beschriebenen Thätigkeit, und als erstes Symptom der beginnenden Vergiftung stieg mir die Lust auf, ein Gedicht zu verfassen. Damals war ich noch nicht so vorsichtig, wie in dem andern Falle, und obgleich der Reichstag gerade über ein Weinsteuergesetz berathen sollte, machte ich mich des Vergehens schuldig, obwohl ich zu den Studenten gehörte, welche sich bekanntlich von politischen Dingen gänzlich fern zu halten haben, über einen so hoch aktuellen Gegenstand, wie das Produkt der Winzerbranche, zu dichten. Zu meiner grossen Beruhigung kann ich vermelden, dass ich diese Verse niemals aufgeschrieben und auch glücklich soweit wieder vergessen habe, dass ich nur noch einen Refrain vermelden kann, welcher lautet:

„Einen Schoppen nach dem andern
Lass ich durch die Kehle wandern.“

Sie sehen, sehr schön.

Doch eine Sünde gebietet meist eine neue. Auch meine zweite Tugend, der Antimusikalismus, ging für den Augenblick verloren. Ueberraschend schnell war eine Melodie gefunden, und bald wetteiferten meine Töne mit den Sonnenstrahlen in der Belebung der Strassen. Doch noch ein drittes Moment war daran betheiliget. Oben in dem Kirchthurm hingen ein paar grosse Bimmeln, welche sich plötzlich auf eine mir räthselhafte Weise in Bewegung setzten und ein grosses Geräusch von sich gaben. Dieses war mir höchst ärgerlich, einmal weil mein wirklich schöner Gesang dadurch empfindlich in seiner Wirkung beeinträchtigt wurde, dann aber auch, weil ich diese weithin schallenden Klänge entschieden als eine öffentliche Ruhestörung im Sinne des § x des R. St. B. auffassen musste. Da ich nun der Meinung bin, dass die Staatsgesetze von allen guten Bürgern unterstützt und vertheidigt werden müssen, so interpellirte ich einen der zahlreich herumlungernenden Polypen in diesem Sinne. Dieses Vorgehen blieb ohne Erfolg.

So sah ich mich denn auf Selbsthilfe angewiesen. Ich verfüge über eine ziemlich kräftige Lunge. Mit dieser bewaffnet begab ich mich auf den Platz, wo die Kirche steht, und suchte das Glockengeklänge durch mein selbstgefertigtes Lied zu übertönen, was mir theilweise auch gelang. Nun hatte aber der von mir interpellirte Polizeimann meine Hinweisung auf den § x durchaus missverstanden, wendete denselben auf mich an, und fügte in einem kleinen Büchlein, offenbar einem Verzeichniss deutscher Dichter, auch meinen Namen dazu, was mir zwar sehr schmeichelhaft war, aber nach einigen Tagen eine Polizeistrafe von 7 M. verschaffte. Dieses Defizit in meinem Budget durch Sparsamkeit zu decken, gab mir S. Magnificenz Gelegenheit, indem sie mir Karcer aufbrannte.

Als Erfolg der ganzen Sache muss ich es bezeichnen, dass sich unter meinen in Karcer angefertigten Freskomalereien nichts von gebundener Rede befindet. Auch bin ich seitdem, ausser oben genanntem Falle, immer sehr tugendhaft und enthaltsam gewesen — d. h. in puncto poesiae. Bixiou.

Dilemma.

Von J. K. Huysmans.

(Schluss.)

Der Notar war sehr schlechter Laune. Bei seinen Jahren musste ihm das passiren. Er war von einem Mädchen, das er am Abend vorher von einem Café aus begleitet hatte, arg ausgeplündert worden. Er stellte sich all' die nützlichen Dinge vor, die er sich für dieselbe Summe hätte kaufen können.

„Warte nur,“ sagte er und dachte unwillkürlich an Sophie Mouveau. Sie sollte ihm für sein Missgeschick büßen.

Er hatte alle Vorsichtsmassregeln getroffen. Auf Punkt Zwölf waren die Leute bestellt, welche die Möbel einpacken und zur Bahn schaffen sollten; der Kasten des Möbelwagens wurde dann einfach auf einen offenen Güterwagen gesetzt und die Möbel so nach Bauchamp befördert.

Nur eine Frage war noch nicht gelöst. Sophie kam Herrn Le Ponsart sonderbar gerieben vor. Das tiefe Schweigen, in dem sie verharrete, die Thränen, die ihre einzige Antwort waren, setzten den Notar in Verwirrung.

Er hielt für Berechnung, was nichts als Hilflosigkeit und Niedergeschlagenheit bei ihr war. Fest war er davon überzeugt, dass hinter diesen Thränen ein Hinterhalt verborgen sei, und die Furcht, dass sie es am Ende auf einen öffentlichen Skandal in Bauchamp abgesehen hatte, verliess ihn nicht mehr.

Nach reiflicher Ueberlegung hatte er beschlossen, sich der Dienste seines alten Freundes, des Polizeikommissars, zu versichern. Er hatte eine Unterredung mit ihm und dann durch seine Vermittlung mit dem Polizeikommissar des 6. Reviere, und er hatte das Versprechen erhalten, dass man dem Weibe wenigstens mit aller Härte des Gesetzes drohen wolle, wenn sie sich nicht dazu verstände, sich ruhig zu verhalten.

„Wohlan,“ sprach der Notar zu sich selber und sah nach seiner Uhr, „es ist jetzt Zeit, mit der Geschichte ein Ende zu machen und die Madame herumzukriegen.“

Und er machte sich nach der Rue du Four auf den Weg und suchte seine Ungeduld durch den Gedanken zu beschwichtigen, dass er noch am Abend abfahren und bald daheim sein werde.

Der Portier küsste fast seine eigenen Füße, so tief verbeugte er sich, als er ihn bemerkte. Herr Le Ponsart stieg die Treppen hinauf, stand in dem dunklen Korridor und statt bescheiden und höflich wie das erste Mal anzuklopfen, klopfte er jetzt, ohne daran zu denken, kurz und herrisch an, wie es ganz natürlich war.

Er trat ein und blieb vor Erstaunen einen Augenblick stehen, als er neben Sophie eine dicke Dame im Zimmer sah.

Diese Dame erhob sich, machte eine flüchtige Verbeugung und setzte sich wieder.

„Was ist denn das?“ dachte der Notar und sah sich die dicke Person an, die in einem Kleide von scheusslicher, ultramarineblauer Farbe steckte und deren mächtiges Doppelkinn ihm auffiel.

Und er sah sich die Korallen an, die in ihren dunkelrothen Ohrläppchen hingen, und das goldene Kreuz, das auf ihrem gewaltig wogenden Busen hing, und er dachte, die alte Dame sei ein aufgeputztes Heringsweib.

Verächtlich wandte er seine Augen von ihr ab und betrachtete das junge Mädchen; und auch da runzelte er die Stirn.

Auch sie war herausgeputzt. Alle die geringwerthigen Schmucksachen, die ihr Julius geschenkt hatte, hatte sie umgelegt, ihr Haar war sorgfältig frisirt, sie trug ein geschmackvolles Kleid und sah sehr hübsch aus.

Leider ärgerten diese Schönheit und dieses Kleid den Greis, dem sie bei ihrer ersten Begegnung vielleicht gefallen hätten, denn sie erinnerten ihn an seine Ausplünderung. Die unordentliche Kleidung Sophies, die ihm bei seinem ersten Besuche missfallen hatte, wäre das einzige Mittel gewesen, um ihn heut zu besänftigen.

Während ihre verwirrten Haare ihn beim ersten Mal veranlasst hatten, brutal zu sein, machte ihn ihre sorgfältige Frisur jetzt grausam.

Im harten Tone fragte er sie, ob sie bereit sei, die Quittung zu unterschreiben.

„Mein Gott,“ unterbrach ihn die dicke Dame, „erlauben Sie mir doch, lieber Herr, dass ich mich an Ihr gutes Herz wende. Sie sehen doch, das arme Kind ist ganz ausser sich über all' das, was ihr geschehen ist . . . sie weiss nicht, was . . . ich habe ihr gesagt, dass Sie, lieber Herr, sie nicht im Elend lassen würden. Sophie, hab' ich zu ihr gesagt, Herr Le Ponsart ist ein Mann von Bildung, er ist ein gerechter Mann, und von gerechten Leuten hast Du nichts zu befürchten. Nicht wahr, Sophie? Das hab' ich Dir doch gesagt?“

„Erlauben Sie, liebe Frau,“ unterbrach der Notar ihren Redestrom, „würden Sie nicht die Güte haben und mir sagen, mit wem ich die Ehre habe?“

Die dicke Dame erhob sich und verbeugte sich.

„Ich bin Frau Champagne, habe das Papiergeschäft in Nummer vier. Herr Champagne, mein Gatte . . .“

Mit einer Handbewegung schnitt ihr Herr Le Ponsart das Wort ab und sprach im trockensten Tone:

„Sie sind gewiss eine Verwandte des Fräuleins?“

„Nein, aber das ist doch gleich. Ich bin sozusagen ihre Mutter.“

„Dann erlauben Sie mir, dass ich Sie darauf aufmerksam mache, dass Sie mit unserer Angelegenheit nicht das Geringste zu schaffen haben. Ich habe ausschliesslich und allein mit dem Fräulein zu thun.“

Er wandte sich an Sophie.

„In fünf Minuten werden die Leute da sein, welche die Möbel fort-räumen sollen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich die Wohnung nur mit dem Schlüssel in der Tasche zu verlassen gedenke. Ich kann Sie deshalb, mein Fräulein, nur ersuchen, die Sachen zusammen zu packen, die Ihnen hier gehören und mich unverzüglich wissen zu lassen, ob Sie sich für die Annahme oder Ablehnung der Vorschläge entschieden haben, die ich Ihnen unterbreitet habe.“

„Ach, ist es denn möglich?“ seufzte die verwirrte Frau Champagne.

Herr Le Ponsart warf ihr einen eisigen Blick zu und sie verlor den

letzten Rest ihrer Fassung. Die Frau, die gewöhnlich so geschwätzig und dreist war, schien in diesem Augenblick allen Muth verloren zu haben.

„Sie haben mich doch verstanden?“ fügte der Notar zu Sophie gewandt hinzu.

Sie brach in Schluchzen aus. Frau Champagne stürzte auf das junge Mädchen zu, umarmte sie und tröstete sie unter Thränen.

Dieser Gefühlsausbruch steigerte den Zorn des Notars. Aber plötzlich erhellte ein Lächeln des Triumphes, seine Züge. Man hörte von drausssn die schweren Tritte der Lastträger, welche die Treppe hinaufstiegen. Ein Faustschlag liess die Thür erdröhnen.

Der Notar öffnete. Die Träger füllten das Zimmer und näherten sich auf einen Wink des Notars den Möbeln.

Sophie war in Ohnmacht gefallen.

„Wasser! Wasser!“ schrie Frau Champagne und bemühte sich um sie.

„Kümmern Sie sich nicht darum und beeilen Sie sich,“ rief Herr Le Ponsart den Männern zu. „Für das Fräulein Sorge ich schon. Aber keine Komödie!“

Und er fasste nervös die Papierhändlerin am Arm.

„Schnell, suchen Sie die Sachen heraus, oder ich lasse wahrhaftig alles, wie es gerade kommt, einpacken.“

Er selber hängte die Röcke, die am Kleiderrechen hingen, ab und warf sie in einen Winkel. Frau Champagne aber rieb inzwischen unter Thränen dem jungen Mädchen die Schläfe.

Allmählig kam Sophie wieder zu sich, während die Männer die Möbel fortschafften. Mit spähenden Augen verfolgte der Notar ihre Arbeit. Als er dabei war, den Transport der Möbel die Treppe hinab zu überwachen, da wagte Frau Champagne, die das Gefühl hatte, dass die Partie verloren sei, den letzten Triumph auszuspielen.

Sie ging zu Herrn Le Ponsart, der auf der Treppe stand.

„Auf ein Wort, wenn ich bitten darf.“

„Meinetwegen.“

Mit leiser und bittender Stimme sagte sie:

„Da Sie kein Mitleid mit Sophie haben, die sich bei der Pflege Ihres Enkels aufgeopfert hat, so will ich mich wenigstens an Ihren Gerechtigkeitsinn wenden. Wenn Sie wirklich so, wie Sie sagen, Sophie nur als Dienstmädchen gelten lassen wollen, so bedenken Sie, dass sie, so lange sie bei Herrn Julius war, keinen Lohn bekommen hat. Geben Sie ihr den Lohn für die Monate, die sie bei ihm zugebracht hat, damit sie ihre Niederkunft bei einer Hebeamme abwarten und das Kind in Pflege geben kann.“

Der Notar zuckte mit der Achsel. Dann spielte ein ironisches Lächeln um seine Lippen.

„Liebe Frau,“ sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit, „es thut mir äusserst leid, dass ich die Rechnung, die Sie mir da machen, nicht gelten lassen kann; und das aus einem wirklich sehr einfachen und guten Grunde. Niemand wird Ihnen doch glauben, dass ein Dienstmädchen in einem Hause geblieben wäre, dessen Herr ihr solange den Lohn schuldig geblieben wäre. Durch die einfache Thatsache, dass es die Stellung nicht aufgegeben, hat das Fräulein, wie mir scheint, unleugbar anerkannt, dass es jeden Monat

seinen Lohn bekommen hat. Ich will noch hinzufügen, dass man sich von einem Dienstmädchen keine Quittungen ausstellen lässt, und dass deshalb aus dem Mangel an Quittungen nicht geschlossen werden kann, das Fräulein wäre noch in irgend einer Hinsicht Gläubigerin des Nachlasses meines Enkels. Ich erinnere also Fräulein Sophie nochmals daran, und zwar zum letzten Male, denn ich habe es satt, dieselbe Geschichte fortwährend zu wiederholen, sie solle ein Ende machen und die Quittung unterschreiben, die ich nach der ihr vorgelegten Berechnung ausgeschrieben habe. Dafür zahle ich ihr die Summe, auf welche sie, wie ich gern anerkenne, begründetes Anrecht hat.“

„Aber Herr, das ist ja eine Gemeinheit, ein Diebstahl, eine Nichtswürdigkeit ohne Gleichen!“ schrie Frau Champagne, die sich nicht länger beherrschen konnte.

Der Notar würdigte sie keiner Antwort. Er machte Kehrt und wandte ihr den Rücken zu.

Mit gerunzelter Stirn, die Hände auf dem Rücken, trat er wieder in die Wohnung zurück.

Ein heftiger Zorn stieg in ihm auf. Die Einmischung der Papierhändlerin in eine Angelegenheit, in der sie nach seiner Meinung nicht das Geringste zu suchen hatte, war nur ein Grund mehr für ihn, seine Entschlüsse zur Ausführung zu bringen.

Dann hatten ihn auch die hohen Forderungen der Möbelpacker geärgert. Jeder wollte wohl in seine Börse greifen. Nun, bekommen sollte keiner etwas!

Diese Beweggründe kamen in seinem Innern zusammen und stützten sich gegenseitig; sie waren der Panzer, von dem die Bitten und der Zorn der Frau Champagne abprallen mussten.

Ja, Frau Champagne war ganz ausser sich, als Herr Le Ponsart gleichmüthig ins Zimmer zurückkehrte; sie verlor alles Mass, und da sie fühlte, dass an der Geschichte doch nichts mehr zu verderben, dass sie unrettbar verloren sei, liess sie sich zu Drohungen hinreissen.

„Ja, Herr,“ zischte sie, „ja, ich selber werde in Ihren Wohnort kommen, und wenn ich zu Fuss hinlaufen müsste, und dort, verstehen Sie mich, werde ich nicht still sein. — Ich werde Ihnen das Kind bringen; ich werde Allen sagen, was es damit auf sich hat. Ich werde erzählen, wie schlecht Sie . . .“

„Ach was!“ unterbrach sie der Notar und öffnete seine Brieftasche. „Reden Sie keinen Unsinn. Darauf bin ich vorbereitet. Hier ist eine Aufforderung an das Fräulein, vor dem Polizei-Kommissar zu erscheinen. Ein Wort noch, und ich mache von dem Papier Gebrauch, und Sie können sicher sein, das Fräulein wird, wenn es sich aus Paris rühren wollte, ruhig bleiben.“

Und was Sie, verehrte Frau, betrifft, so bin ich gern erbötig, auch Ihnen eine Einladung, auf der Polizei zu erscheinen, zu verschaffen, und der Herr Polizei-Kommissar wird Ihnen schon Vernunft beibringen, wenn Sie noch weiter solchen Blödsinn wie jetzt schwatzen sollten.

Und wenn es Ihnen doch Spass machen sollte, nach Bauchamp zu kommen, so kommen Sie nur hin. Aber darauf können Sie sich verlassen, ich werde dafür sorgen, dass Sie zurückspedirt werden, und das sehr rasch! . . .“

„Nein, so ein Mensch, so ein Laster!“ flüsterte Frau Champagne. Sie sah im Geist schon eine lange Flucht dunkler Verliesse, sah Ratten, schwarzes Brot und den Zinnkrug voll Wasser, kurz alles, was zu einem Schauerdrama gehört.

Herr Le Ponsart aber war sehr vergnügt über den Erfolg seines kleinen Theaterkoups und stieg in den Hof hinab, wo eben die letzten Möbel eingepackt wurden. Als alles fertig war, ersuchte er den Portier ihm zu folgen und stieg wieder in das vierte Stockwerk empor.

„Ah! haben wir uns endlich entschieden!“ sagte er, als er bemerkte, wie Frau Champagne eine Feder in das Tintenfass eintauchte und sie Sophie reichte.

Und während die beiden Frauen mit zitternden Händen ihre Namen unten auf das Papier setzten, forderte Herr Le Ponsart den Portier durch eine Handbewegung auf, die herumliegenden Weiberröcke zusammenzubündeln.

Er selber nahm die Quittung in Empfang und steckte sie weg, durch welche Sophie erklärte, bei Herrn Julius Lambois nur Dienstmädchen gewesen zu sein, den Empfang des fälligen Lohnes bescheinigte und zugab, nun auf keinen Pfennig mehr Anspruch zu haben.

„Jetzt soll es Dir schwer fallen, von uns etwas zu erpressen,“ sprach er zu sich selber und legte auf den Kamin das Geld hin, das er seit dem vorigen Abend schon abgezählt bei sich hatte.

„Und nun, meine Damen, stehe ich ganz zu Ihrem Befehl. — Und Sie können die Packete in den Hof tragen,“ wandte er sich an den Portier.

„Nein, Herr, nein, das wird Ihnen kein Glück bringen,“ seufzte Frau Champagne und schüttelte den Kopf. Sie hielt Sophie im Arm und stützte die Halbohnmächtige.

„Hast Du auch alles, was Dir gehört?“ fragte sie und hob den Deckel eines Korbes empor, den das junge Mädchen selbst gepackt hatte.

Sophie nickte, und langsam stiegen sie die Treppe hinab.

„Uf! Was für Umstände!“ seufzte Herr Le Ponsart. Er war als Herr des Platzes allein zurückgeblieben.

Er zündete sich eine Cigarre an, die er sich aus Artigkeit versagt hatte, um die Damen nicht zu belästigen und musterte die nackten Mauern. Er sah sich zum letzten Mal im Zimmer um, überzeugte sich, dass es vollkommen leer sei, verschloss sorgsam die Thür, ging hinab und gab den Schlüssel beim Portier ab.

VI.

Acht Tage nach der Rückkehr des Herrn Le Ponsart nach Bauchamp ging Herr Lambois in seinem Zimmer auf und ab und blickte unruhig und oft nach der Uhr.

„Endlich!“ rief er, als es läutete, und er stürzte in den Flur, wo der Notar, so ruhig wie immer, eben im Begriff war, seinen Paletot abzulegen.

„Nun, was giebt es denn?“ fragte er und folgte Herrn Lambois in das Zimmer, wo ein Whisttisch aufgestellt war.

„Ich habe einen Brief aus Paris erhalten, der sich auf das Mädchen bezieht!“

„Weiter nichts?“ meinte Herr Le Ponsart verächtlich. „Ich dachte, es handele sich um ernstere Sachen.“

Diese Sicherheit beruhigte Herrn Lambois sichtlich.

„Lesen wir diesen Brief, bevor die Herren kommen,“ fuhr der Notar mit einem Blick auf die vier Stühle fort, die symmetrisch um den Tisch herum standen.

Er putzte seine Brille, setzte sich so, dass der Kerzenschein voll auf das Papier fiel und versuchte ein Gekritzelt zu entziffern, das mit dickflüssiger Tinte auf löschesndes Briefpapier geschrieben war.

„Geehrter Herr!

Ich nehme mir in der Hoffnung, dass Sie mir es verzeihen werden, die Freiheit, mich an Ihr gutes Herz zu wenden und Sie zu bitten, meiner Lage Theilnahme entgegenzubringen. Seit Herr Le Ponsart gekommen und die Möbel mitgenommen hat, fand Sophie, die keinen Ort mehr hatte, ihr Haupt niederzulegen, bei mir liebevollen Aufenthalt, als wäre sie ein Kind des Hauses; und das verdiente sie auch, lieber Herr, ihres guten Herzens wegen, obwohl ihr Herr Ponsart nicht die Gerechtigkeit widerfahren liess, die sie verdiente, aber jeder kann eben nicht ein Louisd'or sein und aller Welt gefallen. . . .“

„Welcher Still!“ rief der Notar. „Aber lassen wir diesen unsinnigen Phrasenschwall und kommen wir zu den Thatsachen. Ah, hier haben wir sie.“

„— Sophie hatte falsche und sehr unglücklich verlaufende Wochen. Sie war gerade im Zimmer hinter dem Laden, als sie von Schmerzen ergriffen wurde; die Schmerzen kamen aus dem Leib, und sie litt so, dass sie zum Erbarmen schrie. Da bekam ich Angst und holte die Hebamme aus der Rue des Canettes, und die sagte, dass es sich hier um falsche Wochen handele. Sie fragte, ob sie gefallen wäre, oder ob sie Absinth getrunken hätte. Ich sagte, das wäre nicht der Fall, aber sie hätte sehr grossen Kummer. . . .“

„Zur Sache!“ rief Herr Lambois. „Lassen wir doch diesen Quatsch aus. Wir werden sonst nicht fertig, bevor die Freunde kommen, und es ist nicht gerade nöthig, ihnen von der Sache zu erzählen.“

Herr Le Ponsart liess eine ganze Seite aus und las dann weiter:

„— Sie starb, und dem Kinde ging es nicht besser. Da trug ich mein Halskreuz und meine goldenen Ohrringe ins Leihhaus, ich bezahlte Apotheker und Hebamme; aber nun habe ich kein Geld mehr.

Deshalb bitte ich Sie, bester Herr, kniefällig, Sie möchten mich nicht verlassen, ich bitte Sie, damit sie nicht wie ein armer Hund in dem gemeinsamen Armengrabe verscharrt werde. Herr Julius hat sie so geliebt; wie würde er weinen, wüsste er von ihrem Unglück. Ich bitte Sie, schicken Sie mir das Geld zum Begräbniss.

Indem ich auf Ihre Grossherzigkeit rechne. . . .“

„Gut und so weiter“, sprach der Notar. „Unterschrift: Wittve Champagne.“

Herr Lambois und Herr Le Ponsart sahen sich an; dann zuckte der Notar, ohne ein Wort zu sagen, mit den Achseln, näherte sich dem Kamin, schürte die Flammen, nahm den Brief der Frau Champagne zwischen die Feuerzange und schaute ruhig zu, wie er verbrannte.

„Abgelehnt, weil nach keiner Richtung annehmbar, sagte er und richtete sich wieder empor, während er die Feuerzange an ihren alten Platz legte.

„Schliesslich macht dieser Todesfall,“ nahm Herr Le Ponsart das Wort, „doch allem Streit ein Ende.“ Und versöhnlich fügte er hinzu:

„Wir können jetzt mit gutem Gewissen sagen, dass wir dem armen Mädchen nicht mehr böse sind, trotz aller Verdriesslichkeiten, die sie uns bereitet hat.“

„Nein, gewiss nicht; keiner von uns wollte den Tod des Sünders.“ Nach einer kleinen Pause fuhr Herr Lambois fort: „Uebrigens müssen wir doch gestehen, dass unser wohlwollendes Gedächtniss für sie vielleicht nicht ganz frei von Egoismus ist. Denn wenn wir auch schliesslich nichts mehr von dem Frauenzimmer zu fürchten hatten, so hätte sie doch vielleicht, wenn sie am Leben geblieben wäre, ihre Netze nach einem anderen Haussohn ausgeworfen, oder Zwietracht in eine Ehe gebracht.“

„Gewiss, gewiss!“ erwiderte Le Ponsart, „allzusehr ist der Tod dieses Weibes nicht zu bedauern. Aber Sie wissen ja, das ist gerade das Unglück aller anständigen Leute: ist die es nicht, so ist es eine andere! Ist eine weg . . .“

„So sind zehn andere da!“ fügte Herr Lambois hinzu, und schloss mit einem betäubten Kopfschütteln diese Leichenrede.

—> Rundschau. <—

Paul Schönweiler †.

Die traurige Nachricht, die uns kurz vor der Fertigstellung der vorigen Nummer zunging und die wir nur noch kurz mittheilen konnten, hat, wie zahlreiche uns inzwischen zugegangene Briefe zeigen, nicht nur uns so ungemein schmerzlich berührt. Wie unendlich traurig ist auch das Loos, 25 Jahre gelebt und gelernt zu haben, um ausgestattet mit dem Rüstzeug moderner Bildung in den Kampf des Lebens als Arzt und Sozialist einzutreten, und dann zu fallen, nachdem man kaum begonnen! Seinen Freunden, die neben ihm standen, wird Schönweiler's derb aufrichtige, mit eiserner Willensstärke ausgestattete Persönlichkeit unvergesslich bleiben.

Schönweiler war schwäbischer Abkunft. Vor etwa drei Jahren studirte er in Berlin und war bald der Mittelpunkt unseres Kreises. Schon hier zeigte er sich in der Fülle seiner Kampfesfreudigkeit und Schaffenskraft. Ruhe und Stillstand gab es nicht bei ihm, er verlangte ununterbrochene aufreibende Thätigkeit. Stets

war er das vorwärtsdrängende, anspornende Element und er hat nicht eher gerastet, als bis „Der sozialistische Akademiker“ gesichert war, und seine erste Nummer die Fahne des Sozialismus unter der akademischen Jugend entrollte. Auch an der damaligen Wohnungs-Enquete der Berliner „Arbeiter-Sanitäts-Kommission“ hat er tüchtig mitgearbeitet. Als er nach Beendigung seines Studiums sich in Weissenfels an der Saale als Arzt niedergelassen hatte, blieb er ein treuer und eifriger Mitthelfer und Mitrather der Redaktion dieses Blattes.

In Weissenfels war er bald als Sozialist bekannt und er lernte zur Genüge die kleinlichen Treibereien kennen, mit denen ein hohes Beamten- und wohlthätiges Philisterthum einen zur „Rotte“ gehörigen Mann besserer Bildung in kleinen Nestern mühe machen möchte. Er sah bald ein, und das dürfte für manchen unserer Freunde lehrreich sein, dass seine persönliche Antheilnahme an der politischen Propaganda der dortigen Partei nicht von so grosser Bedeutung war, als die moralische

Wirkung einer im sozialistischen Geiste ausgeübten ärztlichen Berufstätigkeit. Und trotz seines leider so kurzen Wirkens hatte er nach dieser Richtung hin tüchtige Erfolge. Seine Hilfsbereitschaft, die keine Grenze kannte, hat ihm bald die Liebe der dortigen Arbeiterschaft und die Hochachtung der weiteren Kreise verschafft. Er berief Versammlungen ein, in denen er über die Schwindsucht referierte, statistisches Material sammelte und eine Bewegung zu Gunsten der Errichtung eines Sanatoriums für schwindsüchtige Arbeiter der Provinz Sachsen in's Leben rief.

All dem hat sein schrecklicher Tod ein jähes Ende bereitet. Am 14. März wurde er in Folge einer Blinddarmerkrankung bettlägerig. Sein Naturell, das nicht ruhen konnte, trägt die unmittelbare Schuld an seinem Tode. Hielt er doch im Bett liegend Sprechstunden ab, zog Zähne und verrichtete Manipulationen, die den Körper nicht zur Ruhe kommen liessen! An schönen Tagen fuhr er sogar im Wagen zu seinen Kranken. Nach 8 Tagen trat eine Perforation ein und nach 24stündigem entsetzlichen Todeskampfe hatte er ausgelitten.

Die Liebe und Achtung, die er sich in so kurzer Zeit erworben, kamen bei der Ueberführung der Leiche nach dem Bahnhof zum Ausdruck. Es folgten ihr Männer und Frauen zu hunderten, viele aus Zeitmangel so, wie sie die Fabrik direkt entlassen hatte. Auf seinem Sarge lag unter vielen anderen auch ein Kranz der „sozialistischen Studenten Deutschlands“ und ein zweiter, gewidmet von der Redaktion und dem Verlage „des sozialistischen Akademikers“.

Eines Augenblicks der Ruhe und Sammlung bedarf es, um den Verlust des Freundes zu überwinden, der uns im November noch aufgefordert hatte, in den Pfingsttagen dieses Jahres mit ihm durch die Thüringer Berge zu streifen, und dessen nahen Verlust Niemand ahnen konnte. Dann aber heisst es: Vorwärts! Der Kampf duldet keinen Stillstand und in seinem Geiste fortzuarbeiten, wird ihm die beste Ehrung sein. B. H.

Aus der Zeit.

Die Einführung des neuen **Bürgerlichen Gesetzbuches** wird auf die Gestaltung des Rechtsunterrichtes an den Universitäten von grossem Einfluss sein, was ja schon seit Langem eine Anzahl bedeutender Rechtsgelehrter bei verschiedenen Anlässen geäussert haben. Während der Osterferien hat nun unter dem Vorsitz

von Professor Dr. Friedberg aus Leipzig in Eisenach eine Versammlung von 70 Professoren aus 18 Universitäten getagt, um über die Umgestaltung des Rechtsunterrichtes zu beraten. Nachdem Professor Brunner aus Berlin die in Frage stehende Materie in längerem Vortrage erörtert, und eine grössere Diskussion erfolgt war, wurde folgende Resolution angenommen:

1. Das juristische Studium beginnt mit einer allgemeinen Rechtslehre, insbesondere Privatrechtslehre.
2. Den Vorlesungen über das geltende Privatrecht haben ausserdem Vorlesungen über römische und deutsche Rechtsgeschichte, ferner zwei propädeutische systematische Vorlesungen über die römisch-rechtliche und deutsch-rechtliche Grundlage des Privatrechts voranzugehen.
3. Auf Quellen-Exegese ist nach wie vor hervorragendes Gewicht zu legen.
4. Nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches ist das gesammte bürgerliche Recht Deutschlands, mit Ausnahme des Handels- und Wechselrechts, als systematische Einheit zu lehren. Von der Verbindung des Rechtes des Bürgerlichen Gesetzbuches mit dem übrigen Reichs- und Landes-Privatrecht sind nach örtlichem und zeitlichem Bedürfniss der einzelnen Universitäten Ausnahmen zulässig.
5. Nach Aufnahme des Bürgerlichen Gesetzbuches unter die Lehrgegenstände bedarf es eines mehr als dreijährigen Rechtsstudiums.

Wir glauben nicht, dass man mit dieser Resolution, die übrigens mit grosser Geschwindigkeit zu Stande gekommen ist, viel erreichen wird. Der Abschnitt 4 erscheint uns namentlich bedenklich. Die Verlängerung der Studienzzeit würde bei unseren fleissigen stud. iur. wohl hauptsächlich ein längeres Aktivsein in ihren Farbenverbindungen zur Folge haben. Die Korps sollten eigentlich eine Dankesadresse an die Herren Professoren richten.

Ein internationaler Frauen-Kongress, der in der Woche vor Ostern in Paris tagte, veranlasste, wie wir dem „Vorwärts“ entnehmen, einen Delegierten der „Gruppe kollektivistischer Studenten“ folgende Erklärung zu verlesen:

„In Erwägung,
dass nur der Sozialismus die vollständige Befreiung der Frau herbeiführen kann;

dass man, um diesen Zweck zu er-

reichen, sich auf den Boden des Klassenkampfes stellen muss;

dass die in dem Programm der Arbeiterpartei aufgestellten Forderungen für die Arbeiterinnen nur auf dem Boden des Klassenkampfes erfolgreich durchgesetzt werden können;

und dass eine Frauenbewegung, die auf rein bürgerlicher Grundlage ruht und rein bürgerliche Zwecke verfolgt, wie das Recht der Frau in der Ehe, bei der Ehescheidung, in Vermögenssachen u. s. w., die Lage der Proletarier-Frauen nicht zu verbessern im Stande ist,

in Erwägung vor allem, dass dieser Kongress die Arbeiterfragen in zweite Linie gestellt hat, und dass es ganz so aussieht, als habe er sie überhaupt nur auf die Tagesordnung gesetzt, um die Arbeiterinnen in einen Kongress von Bourgeoisfrauen zu locken;

dass, auch wenn die Theilnehmerinnen an dem Kongress die freundlichsten Wünsche für die Arbeiterinnen aussprechen, die Erfüllung dieser Wünsche doch von dem Erfolg der Proletarierbewegung abhängt: beschliesst die Gruppe kollektivistischer Studenten, den Berathungen dieses Frauenkongresses fern zu bleiben, und fordert die Arbeiterinnen auf, sich ausschliesslich an die internationalen Arbeiterkongresse zu halten, welche seit längerer Zeit die Emanzipation aller menschlichen Wesen ohne Unterschied des Geschlechts, der Rasse und der Nationalität erstreben.

Es lebe das internationale Proletariat!
Es lebe die soziale Revolution!

Die Gruppe
der kollektivistischen Studenten.

Leo Frankel ist am 2. April unter grossem Geleite in Paris zu Grabe getragen worden. Das Begräbniss des alten Kommandanten gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung der internationalen Solidarität des Proletariats. Unter den Kränzen bemerkte man den der französischen Kammerfraktion, der Petite République und der Revue Socialiste, der deutschen Reichstagsfraktion, der Berliner Parteigenossen, des Vorwärts, der österreichischen Sozialdemokratie, der Arbeiterzeitung, der russischen Sozialisten und der polnischen. Die überlebenden Mitglieder der Kommune hatten dem Verstorbenen einen in eine rothe Fahne gehüllten Kranz gewidmet mit der Inschrift: „Leo Frankel, Mitglied der Kommune“. Gérald Richard hielt die Leichenrede. F. H.

Von den Hochschulen.

Berlin, März 1896. Von der beabsichtigten Gründung eines Ausschusses an unserer Hochschule berichteten wir in voriger Nummer. Aus dem Ausschuss ist nun zwar nichts geworden, wohl aber ist aus diesen Bestrebungen eine „Vereinigung wissenschaftlicher Vereine zur Erreichung gemeinsamer Ziele“ hervorgegangen, an welcher die überwiegende Mehrzahl der wissenschaftlichen Vereine sich beteiligt haben. Die beiden reaktionären Vereine „Rechtswissenschaftlicher Verein“ und „Historischer Verein“ sind der Vereinigung fern geblieben, wohl um in ihrer Unterstützung des V. D. St. nicht gehindert zu sein.

Der Ausdruck „zur Erreichung gemeinsamer Ziele“ klingt zwar etwas sonderbar, da man sich doch aus einem anderen Grunde nicht vereinigen kann, will aber besagen, dass die Vereinigung gemeinsame wissenschaftliche Interessen aller beteiligten Vereine pflegen will, ohne in die Spezialgebiete der einzelnen Vereine einzugreifen. So veranlasste die Vereinigung die Urania-Gesellschaft, einen speziell für Studenten reservierten Vortrags-Abend zu ermässigten Preisen zu veranstalten, der sehr gut besucht war. Für die Vereinigung läge auf diesem Gebiete ein Feld reicher Thätigkeit; sie wird sich in Kürze die Sympathie der Studentenschaft erwerben, wenn sie die Aufgabe, den Studirenden zu künstlerischen und wissenschaftlichen Veranstaltungen billigen Zutritt zu verschaffen, zu lösen vermag. Diese dringende Aufgabe zu lösen, haben bisher Universitäts-Behörde und Lesehallen-Direktorium gleich wenig Interesse und Befähigung gezeigt. Der neuen Vereinigung, die sich von allem Parteihader hoffentlich fern hält, rufen wir ein kräftiges vivat, crescat, floreat zu. F. H.

Charlottenburg, März 1896. Polnische Studirende hatten an unserer Hochschule einen eigenen Verein gegründet. Diese Gefahr ist nunmehr durch folgenden Anschlag am schwarzen Brett von Rektor und Senat glücklicherweise von uns abgewendet worden:

„Es wird hiermit zur Kenntniss gebracht, dass der Senat der kg. technischen Hochschule in seiner Sitzung am 28. Februar 1896 beschlossen hat, den an der Anstalt neugegründeten „Wissenschaftlichen Verein polnischer Studirenden“, auf Grund von § 30 der Vorschriften für Studirende etc. zu verbieten und den Studirenden die Theilnahme zu untersagen.“

Wozu übrigens den Verein verbieten und dann auch noch die Theilnahme untersagen. Die Herren denken wohl: Doppelt genäht hält besser?

G. K.

Dresden, April 1896. Nach Art des Göttinger Seminars für Versicherungswesen, welches sich sehr gut bewährt hat, ist an hiesiger Hochschule ein versicherungstechnisches Seminar zwecks Ausbildung in rechnerischen Arbeiten in's Leben gerufen worden.

W. P.

Königsberg, April 1896. Hier verharrt Alles in träger Ruhe. Früher, unter dem Sozialistengesetz, da ging es hier recht lebhaft zu. Da wurde gehaucht und relegirt; der Sozialismus sollte unter der akademischen Bürgerschaft mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Besonders der wackere Professor Prutz that sich da sehr hervor, wohl um seinen, ihm vermuthlich sehr fatalen Vater vergessen zu machen.

Das ist nun Alles schon sehr lange her; heute scheint irgend ein öffentliches Interesse in der Studentenschaft überhaupt nicht zu existiren.

Bezeichnend für den allgemeinen Indifferentismus ist der Zustand der sogenannten akademischen Lesehalle. Ordentliche Mitglieder derselben dürfen nur Dozenten werden, die Studenten werden nur als ausserordentliche aufgenommen. Natürlich haben sie auch nicht den geringsten Einfluss auf die Leitung und Gestaltung derselben. Dieselbe bleibt einem Professoren-Kollegium überlassen, an dessen Spitze der bereits erwähnte Herr Prutz steht. Das Resultat ist auch dementsprechend. Die Namen der bedeutendsten fehlenden Zeitungen aufzuzählen, wäre zu viel; ich nenne lieber alle vorhandenen, das ist weit kürzer; es sind nämlich deren ganze 19 (neunzehn), und zwar: Königsberger Hartung'sche und Allg. Ztg., Ostrp. Ztg., Danziger Ztg., Tilsiter Ztg., Erml. Ztg., Der Gesellige, Berl. Tagebl., Nordd. Allg. Ztg., Frankf. Ztg., Kölnische Ztg., Kreuz-Ztg., Post, Volks-Ztg., National-Ztg., Germania, Neue Freie Presse, Münchener Neueste Nachr. und Allg. Ztg. Das ist Alles. Nicht eine einzige ausländische Zeitung (die Neue Freie Presse zählt doch nicht). Und auch nicht eine einzige sozialistische Zeitung. Nicht einmal die „Königsberger Volks-Tribüne“, die zum Mindesten auch lokales Interesse hätte! So also informieren sich die Herren Professoren über die sozialistische Bewegung, und auf Grund dieser genauen Einsicht rufen sie dann an allen

möglichen Gedenktagen zum Kampf gegen die Sozialdemokratie auf.

Noch schlimmer steht es mit den Zeitschriften. Die Lesehalle soll doch den allgemeinen und öffentlichen Interessen Genüge leisten; wozu also die Unzahl fachwissenschaftlicher Journale, für die die Königliche und Universitäts-Bibliothek da sind. Dafür sind auch alle „modernen“ Zeitschriften streng verpönt, der „Neuen Zeit“ ganz zu schweigen. Das „Modernste“, was sich vorfindet, ist eine Nummer der Harden'schen „Zukunft“ vom 11. Januar.

Wenn aber den Herren Dozenten das auch völlig genügt, wie steht es denn mit den Studenten? Sollten diese wirklich in stumpfem Indifferentismus diese ewige Bevormundung sich gefallen lassen? Sollte es ihnen ganz gleich sein, ob sie ihre geistige Nahrung sich selbst bestimmen, oder mit dem vorlieb nehmen müssen, was man ihnen gnädigst gewährt? Ich glaube nicht daran, dass hier thatsächlich Alles so todt und leer ist. Es muss hier und da auch Leben sein, es kommt nur nicht zur Entfaltung, es verkümmert, weil es vereinzelt bleibt. Es fehlt eben, wie unter deutschen Studenten so oft, an Initiative! Es brauchten nur Einige den Anfang zu machen und etwa eine Versammlung zu berufen behufs Gründung einer studentischen Lesehalle nach dem Muster von Berlin oder München. Und jetzt wäre gerade der geeignete Moment hierzu. In der Stadt wird zur Zeit eine öffentliche Lesehalle gegründet, namentlich zur Befriedigung des Lese-Bedürfnisses der arbeitenden Klassen (dass sie objektiv geleitet werden wird, verbürgt mir der Umstand, dass im Comité neben Mitgliedern bürgerlicher Parteien u. A. auch Genosse Rechtsanwalt Haase sich befindet). Wie wäre es, wenn gleichzeitig auch die Studenten für sich sorgten? Den akademischen Behörden würde dies ja wohl kaum recht sein. Aber es wäre der erste Schritt zur Selbstständigkeit. Bei den ersten Lesehallen wahlen würden die jetzt verborgenen Kräfte sich regen, und die Zukunft würde zeigen, ob von ihnen etwas zu erwarten ist. Auf denn an's Werk!

C.

München, März 18'6. Professor Dr. L. Brentano, der wegen seiner Stellungnahme zum Anerbenrecht in der bayrischen Kammer von dem Abgeordneten Lutz in ebenso heftiger als unmotivirter Weise angegriffen worden war, wurde seitens seiner Zuhörer eine der üblichen Kolleg-Ovationen dargebracht. So hat

wieder einmal eine kleine Ursache eine grosse Wirkung gehabt; wer hätte wohl der Rede des Herrn Lutz so viel Kraft zugetraut, dass sie eine Anzahl Münchener Bier-Studenten in eine halbpolitische Aufregung versetzen könnte. G. B.

Modena, März 1896. Anlässlich einer Kundgebung der Studenten gegen einen missliebigen Professor ist die Universität geschlossen worden.

Wien, April 1896. Der Umstand, dass bei den hiessigen Gemeinderathswahlen die Antisemiten eine so bedeutende Rolle spielten — eine Rolle, welcher die unkluge Haltung der Regierung eine Art freihetlichen Märtyrerthums verleiht — hat die längst vorhandene starke antisemitische Strömung in der Studentenschaft noch gekräftigt und die „deutsch-nationale“ Studentenschaft zu einem Schritt veranlasst, welcher die akademischen Kreise in gewaltige Aufregung versetzt hat, und bei dem aktuellen Kampf zwischen Liberalismus und Antisemitismus auch die Spalten der Tageszeitungen in übermässiger Weise füllt.

Seit längerer Zeit bereits bestehen an der hiesigen Universität rein jüdische Verbindungen, mit zum Theil hebräischen Namen, wie Gamala, Kadimah etc. Diese Verbindungen — deren Existenz eine natürliche Folge des zum Theil sehr röh auftretenden studentischen Antisemitismus ist — begingen nun vor einigen Wochen die Inkonsequenz als rein-jüdische Verbindungen, die national-deutsche Sitte des Farbentragens, deren Ursprung wohl in landsmannschaftlichen Abzeichen zu suchen ist, nachzuahmen. Dies erregte bei den farbentragenden Verbindungen grosse Entrüstung und man beschloss, energisch gegen die jüdischen farbentragenden Verbindungen Front zu machen. In einer ersten Vertreterversammlung schwankten die Meinungen noch über den Antrag der jüdischen Studirenden, die Satisfaktion zu verweigern, in einer zweiten, am 11. März, wurde derselbe aber angenommen; nur die Vertreter der Burschenschaften, des Linzer D. C., zogen sich vor der Abstimmung zurück. Auch diese sprachen sich aber für die Tendenz des Antrages, wenn auch nicht für den Antrag selbst aus. Verrufserklärungen in kleinerem Maassstabe zwischen einzelnen Korporationen oder auch einzelnen Verbänden sind ja leider etwas Häufiges. Oft liegt ein Grund in groben Verstössen der einen Korporation oder des einen Verbandes vor, oft aber ist die Verrufserklärung

nur eine Folge von zu häufigen Reibereien. Man hat sich so und so oft beleidigt und beleidigt sich immerfort, die Duelle wachsen der Korporation über den Kopf, und der beleidigende Theil entzieht sich der „Satisfaktion“ eben durch eine Verrufserklärung. Dies ist allerdings meist nur bei minderwerthigen Verbindungen der Fall. Bei unserer Wiener Verrufserklärung mögen nun wohl Erbitterung über das Farbentragen der jüdischen Verbindungen, über das Nachhaffen deutsch-nationaler Sitten seitens von Vereinen, deren Tendenz eine chauvinistisch-jüdische ist — den Grund hierfür habe ich schon oben in dem oft sehr rohen Antisemitismus der deutsch-nationalen Studenten gefunden — sowie eine Anzahl von Verstössen seitens dieser jungen jüdischen Verbindungen sein, aber auch der zweite obengenannte Grund, der Wunsch, den durch Beleidigungen provozirten Duellen nachträglich aus dem Wege zu gehen, und bei der in Wien nicht allzu kleinen Zahl minderwerthiger antisemitischer Verbindungen der Wunsch, ungestraft beleidigen zu können, haben den Antrag, die Juden für satisfaktionsunfähig zu erklären, durchgebracht. Auf die Verrufserklärung erfolgte beim nächsten „Bummel“ in der Halle der Universität eine Provokation der jüdischen Studenten seitens der Deutsch-nationalen durch Absingen von nationalen Liedern. Diese Provokation der Juden, nachdem man sich vorher der studentischen Verantwortung für diese Provokation entzogen hat, ist ein Zeichen sehr wenig „deutschen“ Gefühls. Wenn man Jemand nicht für gleichberechtigt hält, dann verbietet es die eigene Ehre, ihn zu beleidigen. Die jüdischen Studenten haben sich nun an die Universitätsbehörde gewandt, und es sind Citationen und Bestrafungen erfolgt. Diese Vorgänge wird man besser erst dann beurtheilen, wenn die Aufregung sich etwas gelegt hat. Den Versuch der Universitätsbehörde, die Vorsitzenden der Vereine, welche ihre betreffenden Vertreter nicht nennen wollten, durch Strafen zur Anzeige ihrer Kommilitonen zu veranlassen, möchte ich aber schon heute missbilligen. T—ld.

Frauenstudium.

Deutschland. In Berlin haben 6 Schülerinnen von Frä. Helene Lange, der Leiterin der „Gymnasialkurse für Frauen“, das Abiturientenexamen bestanden. Diese Damen haben somit, im Besitz dieses Reifezeugnisses, den Anspruch auf regel-

rechte Immatrikulation auf deutschen Universitäten. In den preussischen einschlägigen Bestimmungen werden die Universitäten aber als Anstalten für „Jünglinge“ dargestellt. Diese Bestimmungen datiren aus einer Zeit, wo man noch an kein Frauenstudium dachte. Man darf nun gespannt sein, ob die Behörde in richtiger Werthschätzung obiger Fassung die Frauen rite immatrikuliren wird oder in Ueberschätzung jener Fassung die Damen nur als Hörerinnen wird zulassen. Der Entscheid wird von so grösserer Bedeutung sein, als es sich darum handelt, einen Präcedenzfall zu schaffen. Allzuviel Entgegenkommen darf man von unserem derzeitigen Kultusministerium in dieser Frage allerdings wohl kaum erwarten.

F. H.

Von unseren Professoren.

Tübingen, März 1896. Unsere Professoren haben der hiesigen Bürgerschaft ihr höchstes Gut: die unerschütterte Seelenruhe muthig gerettet. Hätten wir doch ohne diesen Professorenmuth beinahe eine Aufführung der Weber erlebt. Auf den Theaterzetteln waren die Weber schon wochenlang als „in Vorbereitung“ angekündigt. Allein bei einem Jubiläumsfestessen zu Ehren des Herrn Theaterdirektors bekam der Jubilar zu hören, dass sich gegen die Aufführung des revolutionären Stückes gewichtige Stimmen erheben würden. Als den Führer dieser Opposition behauptete die „Schwäbische Tagwacht“ den unsern Lesern auch schon bekannten Professor S. (cf. Soz. Ak. II, 2, Febr.-No.) nachweisen zu können. Der Herr Theaterdirektor will nun laut einer „Berichtigung“ in der „Tagwacht“ aus freien Stücken auf seine — langer Hand vorbereitete — Weberaufführung verzichtet haben. Dem gegenüber hält die „Tagwacht“ ihre Behauptung aufrecht und will nöthigenfalls den Wahrheitsbeweis erbringen. Dem Herrn Direktor hätten die Weber auch einmal eine volle Kasse verschafft; so hatte er die Kosten der Vorbereitung und — die Freundschaft der Professoren. Bei diesem merkwürdigen Jubiläumsgeschenk der Gönner von Kunst und Wissenschaft mag er wohl mit dem Schmied in den Webern gesagt haben: „auf die Kameradschaft plamp ich“.

R. M.

Litteratur.

Prof. Dr. Rauber: Fragen der Liebe, Jurjew-Dorpat.

Zu den vielen Autoren, die sich mit

der sexuellen Frage befassen, gesellt sich auch der Verfasser des bekannten Lehrbuches der Anatomie, Prof. Rauber, mit einer kleinen, unschuldsvoll in Weiss gebundenen Broschüre, die „der Dichtkunst desscheidenden Jahrhunderts“ gewidmet ist.

Mit dem Worte „Liebe“ treibt der Verfasser in dem ganzen Werkchen einen sonderbaren Unfug. In der Einleitung erklärt er, die Liebe sei ein Ding von der grössten Wichtigkeit, da ja daran die Erhaltung der Art geknüpft sei, dort spricht er also offenbar vom Geschlechtstrieb; im folgenden Kapitel belehrt er uns aber, dass man viele Arten der Liebe unterscheidet, die Nächstenliebe, die Kindesliebe, die Elternliebe. Eine besondere Stellung nehme „die Liebe zu Gott“ ein.

In ähnlich oberflächlicher Weise bespricht dann der Verfasser die freie Liebe, die er für naturwidrig erklärt; ferner verurtheilt er die Befriedigung des Geschlechtsbedürfnisses lediglich zum Zwecke des Vergnügens als „unsittlich“, da jeder Geschlechtsverkehr auf die Erhaltung der Art und die Hervorbringung von Nachkommenschaft gerichtet sein müsse. Weshalb das so sein muss, sagt uns der Herr Professor nicht. Wie es uns scheint, verdammt er den Geschlechtsgenuss ohne den Zweck der Kinderzeugung aus christlich-theologischer Naturkonstruktion, die sich um die Thatsachen wenig kümmert. Auch die Frauenemanzipation wird in wenigen Sätzen abgefertigt und verurtheilt.

Dann bespricht er kurz die Kreuzsonate und führt das eheliche Unglück Posdnischew's auf Mangel an biologischen Kenntnissen zurück; derselbe „hatte Unrecht, in seiner Jugend der freien Paarung zu huldigen; so hat er den Verlust seines Lebensglückes reichlich verdient.“

Das Werkchen schliesst mit der Erklärung, dass die Liebe, wenn nicht das Beste in der Welt, so doch etwas Gutes sei; dies ist wohl der einzige Satz der Broschüre, den ein vernünftiger Leser ohne Widerspruch hinnehmen kann.

Von einem medizinischen Professor hätte man eine etwas weniger oberflächliche Arbeit erwarten dürfen. L. P.

Dr. Bruno Wille: Sibirien in Preussen. Ein Weckruf aus dem Gefängniss. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz, 1896.

Die Schrift behandelt einen ganz eigenartigen „Rechtsfall“. Ohne irgendwie gegen das Strafgesetz oder auch nur gegen polizeiliche Vorschriften verstossen zu haben, daher auch ohne Richterspruch, lediglich „auf administrativem Wege“ —

wie es in Russland heisst —, nämlich durch Verfügung des Königl. Provinzial-Schulkollegiums zu Berlin und des preussischen Kultusministers, wurde Dr. Bruno Wille hinter Schloss und Riegel gebracht. Und Wille's Verbrechen? Seine religiöse Ueberzeugung hat er propagandistisch betätigt und als Sprecher der Freireligiösen Gemeinde zu Berlin eine Pflicht seines Amtes erfüllt, indem er in sonntäglichen Versammlungen, die — Jedermann zugänglich — auch von den Kindern freireligiöser Dissidenten besucht wurden, Erbauungsvorträge hielt. Diese Thätigkeit wollte das preussische Kultusministerium nicht dulden, und als Wille, auf erfassungsmässige Rechte gestützt, seine Thätigkeit fortsetzte, suchte das Provinzial-Schulkollegium aus der bürokratischen Rüst-kammer einige Paragraphen vom Anfange unseres Jahrhunderts hervor und liess den religiösen und politischen Ketzer durch einen Amtsdieners in Gewahrsam bringen, wo er zunächst fünf Wochen zubrachte, um — augenblicklich auf freiem Fusse — noch weiterer Freiheitsberaubungen zu harren.

Indem unsere Schrift diesen Fall behandelt, unterwirft sie den Standpunkt des preussischen Kultusministers, die Bürokratie, die Beschränktheit und Unduldsamkeit einer muckerhaften Reaktion einer schonungslos logischen und freisinnigen Kritik.

Revuen.

Die „*Neue Zeit*“ bringt in No. 26 einen ebenso sachlichen als lebhaften Artikel aus der Feder August Bebel's zu Liebknecht's 70. Geburtstag, in welchem der Verfasser seinem langjährigen Kampfgenossen mit warmen Worten ein Denkmal treuer Freundschaft setzt. Der Artikel schliesst mit den Worten: „Wilhelm Liebknecht's siebzigster Geburtstag ist also nicht nur ein Ehrentag für ihn, sondern auch für die Partei, die, indem sie ihn ehrt, sich selbst am meisten ehrt.“

In No. 27 giebt uns Dora Landé nach einer schönen Einleitung einige Proben aus Ada Negris „*Stürmen*“ (Tempeste). Man hatte, nachdem die Dichterin aus ihrer bisherigen ärmlichen Lage befreit worden war, sich vielfach zweifelnd gefragt: wird ihre Dichterkraft unter dem Einfluss des Glückes die gleiche bleiben, wie bisher, wird das Denken und Fühlen der Künstlerin nach wie vor dem Proletariat geweiht sein?

„Alle diese Zweifel hat sie glänzend

besiegt, und uns in ihrem zweiten Büchlein, den „*Stürmen*“, das bereits innerhalb weniger Wochen vier Auflagen erlebt hat, ein Werk geschenkt, mit dem sie in noch viel höherem Maasse als zuvor die Dichterin des Volkes geworden ist.“

Die Proben, welche uns Dora Landé aus der Gedichtesammlung bietet, bethätigen dies Urtheil glänzend. Die Uebersetzungen sind wortgetreu und reimlos in rythmischer Prosa, eine Form, welche die Gedanken viel besser wiederzugeben vermag, als eine Uebertragung in Versen, und von der Verfasserin sehr geschickt gehandhabt wird. Die gebotenen Proben zeigen uns, dass Ada Negris Talent sich immer reichhaltiger entfaltet, neben Dichtungen voll „freudiger Lebens- und Kampfeslust“ zukunftsfreudige Klänge und zarte Liebeslieder. „Und was uns bei den letzteren ganz besonders erhebt und auf die junge Dichterin weiter hoffen lässt, ist der immer wiederkehrende Gedanke, dass weder äusseres noch inneres Glück sie jemals an der Erfüllung ihrer Lebensaufgabe hindern werde, dass sie nur dem angehören wolle, der vereint mit ihr im Kampfe für die Zukunft streitet.“

Unter dem Titel „Geschichtswissenschaftliches“ wird in Heft 28 Professor Lamprecht's Schrift „*Alte und neue Richtungen in der Geschichts-Wissenschaft*“ besprochen. Nur eine Probe von dem widerspruchsvollen Inhalt der Lamprecht'schen Schrift sei hier an der Hand des vorliegenden Aufsatzes wiedergegeben. Lamprecht schreibt: . . . „dass die Perioden geistiger Entwicklung mit denen der materiellen Entwicklung zusammenfallen, und auch dann, wenn die Chronologie nicht völlig übereinstimmt, doch innerlich zusammenhängen. . . . Ob freilich damit ein kausales Verhältniss im Sinne etwa der Folge geistiger Bewegung aus materiellen oder sonstige gegeben ist, diese Frage ist noch vielfach offen, kann jedenfalls keineswegs von vornherein generell beantwortet werden, sondern bedarf vor Allem der energichsten Nachprüfung in einzelne und der Zerlegung in tiefere noch in ihr enthaltene Fragen.“

Bei einer späteren Polemik gegen einen „Jung-Rankianer“, einen Kieler Professor der Geschichte, in dessen geschichtsphilosophischen Ausführungen „die Idee der Zentralisation“ eine grosse Rolle spielt, führt dann ebenderselbe Professor Lamprecht aus: Dieser tiefe Denker verwechsle Ursache und Wirkung. Wenn eine bestimmte menschliche Energie innerhalb

der objektiv gegebenen Möglichkeiten sich geltend mache, so beginne sie an irgend einem Zipfel.

„Aber indem sie nun von dem Ergriffenen intuitiv-deduktiv weiter auf das Ganze schliesst, wird sie sich der Ausdehnung dieses Ganzen erst bewusst, und begrüsst dann dessen Erkenntniss leicht als eigene Schöpfung, objektivirt als „Idee“. Diese Selbsttäuschung tritt um so leichter ein, als die bestehenden und sich stets verändernden Möglichkeiten für die Auswirkung der Energie in vielen Fällen durch menschliches Handeln geschaffen sind, also auch durch menschliches Handeln veränderlich, mithin elastisch sind. Ihre volle Erkenntniss kann mithin in vielen Fällen zu dem wirksamen Entschlusse, sie zu ändern, führen: es können mithin „Ideen“, einmal aus den Dingen entwickelt, sehr wohl zur Veränderung der Handlungsmöglichkeiten führen. Aber diese Wechselwirkung darf den Forscher doch nie und nimmer das ursprüngliche, allem Weiteren zu Grunde liegende Verhältniss verkennen lassen, dass die Idee erst durch Applikation des menschlichen Denkens und Handelns auf die bestehenden Möglichkeiten des Handelns erwächst, dass sie in den grossen Zusammenhängen geschichtlicher Entwicklung gegenüber den objektiven Möglichkeiten der Auswirkung der Energie das Posterius ist, nicht das Prius. Tritt gleichwohl diese Verwechslung ein, so entsteht eben die „Idee“, etwas Mystisches, Supranaturales und Irrationelles. Es ist ein Fehler, der allen Ideen denknothwendig anhaftet; die Kritik, welche soeben gegen die eine Idee der Zentralisation geltend gemacht worden ist, trifft mithin alle.“

Also erst starke Zweifel gegen die materialistische Geschichtsauffassung und dann die materialistische Geschichtsauffassung als die einzig richtige entwickelt! Sehr richtig schreibt der Verfasser in der „Neuen Zeit“ am Schlusse:

„Für eklektische Spielereien ist der historische Materialismus nicht zu haben, und dem, der ihm nur den kleinen Finger reichen will, zerquetscht er gleich die ganze Hand.“

Ein Aufsatz von Karl Leuthner behandelt eingehend die Oesterreichische Wahlreform, von der er sagt: „Die Wahlreform des Grafen Badeni geht von dem Unrecht des Wahlprivilegs aus und kommt beim offenbaren Unsinn an.“

In No. 29 finden wir: „Die soziale Verfassung des Inkareichs, Selbst-

anzeige von Heinrich Cunow“, zu seinem gleichbetitelten Buche, auf die wir bei Besprechung des Buches näher eingehen werden.

„Die Gleichheit“ bringt in No. 6 einen guten Ueberblick über das „Vereins- und Versammlungsrecht vor dem Reichstage“, sowie einen kleinen, aber sehr klaren Artikel von Adele Gerhard: „Aus dem Berliner Konfektionsstreik“, dessen Lektüre wir den anarchistischen Herren bestens empfehlen; wir entnehmen dem Artikel folgende Stelle: „Wenn die Spuren dieser Erkenntniss (dass ein Anschluss an den Verband nothwendig) nicht völlig rein und ungetrübt zu Tage treten, so ist dies vor allem den frivollen Hetzern aus anarchistischem Lager zuzuschreiben, die mit schönem Pathos zur Fortsetzung des Streiks aufforderten, „Millionen aus England“ mit kühner Phantasie zur Unterstützung der hungernden Arbeiter hervorgezaubert sahen und die Unaufgeklärtheit eines Theiles der Streikenden gegen die Fünferkommission auszuspüren suchten.“ . . .

In No. 7 wird die Nothwendigkeit der Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren erörtert und der Bericht der badischen Fabrikinspektion für 1895 besprochen.

In No. 8 wird anlässlich des im nächsten Monat in Berlin tagenden Gewerkschafts-Kongresses die Frage: „Zu Gunsten welcher Organisationsform soll unter den Arbeiterinnen agitirt werden“ eingehend erörtert. Die Ausführungen sprechen sich für eine „gemeinschaftliche Organisation von Arbeitern und Arbeiterinnen“ aus. Zunächst wird der Einwurf, die Rückständigkeit der Frau hindere eine gemeinsame Organisation, zurückgewiesen. „Der Rückständigkeit und Eigenartigkeit der Arbeiterin als Frau muss Rechnung getragen werden durch die Art der Agitation, welche sich wendend an die Lohnklavinnen wendet. Sie darf dagegen nicht ausschlaggebend sein für die Art der Organisation, welche die Angeworbenen aufnimmt, zum wirthschaftlichen Kampfe erzieht und führt. Zu viele sind der Gründe, welche für die gemeinsame Organisation der Arbeiter und Arbeiterinnen der gleichen und verwandten Berufe sprechen, und dies trotz der Rückständigkeit der Frau, zum Theil sogar wegen dieser Rückständigkeit.“

Die Gründe, welche nun angeführt werden, sind in Kürze folgende:

1. „Schon die gleichen oder doch eng verwandten Berufsinteressen schaffen eine Grundlage für die Verständigung und

Gruppierung aller Berufsgenossen ohne Unterschied des Geschlechts. Die Grundlage wird zu einer festen dadurch, dass — abgesehen von der oft vorhandenen Ungleichheit der Entlohnung von Frau und Mann — fast durchgehends die gleichen Markt- und Arbeitsbedingungen bestehen.“

2. „Die gemeinsame Organisation männlicher und weiblicher Berufsgenossen bedeutet von vornherein eine Ersparniss an Zeit, an Kräften, an materiellen Mitteln. Jede solche Ersparniss setzt sich aber um in ein Mehr an Leistungsfähigkeit der Organisirten in Zeiten des Friedens und des Krieges.“

Noch einen Vortheil bietet die gemeinsame Organisation von männlichen und weiblichen Arbeitern:

„Die gemeinsame Organisation von Arbeitern und Arbeiterinnen des nämlichen Berufs verhindert, dass vorhandene kleine Sonderinteressen des einen oder anderen Theils . . . eine höchst schädliche Zersplitterung der Bestrebungen erzeugen. Sonder-Organisation bedeutet nur zu oft Sonderthum. Gerade aber für Sonderinteressen der Arbeiterinnen liegt die angegedeutete Gefahr nahe in Folge der allgemeinen sozialen Rückständigkeit der Frau, in Folge der Verquickung von Geschlechtssklaverei und Klassen-sklaverei, welche ihre Lage beeinflusst und bewirkt, dass nur zu oft die Frau statt der Proletarierin zu Worte kommt und handelt. Im Anschluss an diese Thatsache sei gleich noch auf einen Vortheil der gemeinsamen Organisation von männlichen und weiblichen Berufsgenossen hingewiesen: sie vermindert bedeutend die Möglichkeit, dass bürgerliche Harmoniedusler im Unterrock Einfluss erlangen auf die Auffassung und Haltung der organisirten Arbeiterinnen, und dass der Kampf von Geschlecht zu Geschlecht, der Kampf gegen die Vorrechte des Mannes den Kampf von Klasse zu Klasse ablöst, den Kampf gegen die Machtstellung des Kapitalisten beeinträchtigt.“

Zu dem Einwand, dass die durch gemeinsame Organisation erzielten Vortheile auch durch ein Kartell zwischen den Sonderinteressen der männlichen und weiblichen Arbeiter erreicht werden könne, wird bemerkt:

„Unseres Erachtens aber steht eine solche Föderation an Einheitlichkeit des Rathens und Thatens, an Entwicklung und Kriegstüchtigkeit der gemeinsamen

Organisation soviel nach, als das Kartell zwischen einzelnen Branchenorganisationen der strammen Zentralisation.“

Zur Kartellorganisation liegt aber besonders dort kein Grund vor, wo fast noch keine Sonderorganisation der weiblichen Arbeiter existirt.

Die weiteren Gründe sind gerade in der Rückständigkeit der Frau zu suchen, denn

3. „Ist die gemeinsame Organisation der weiblichen und männlichen Berufsgenossen auch geboten mit Rücksicht darauf, dass die Arbeiterin meist zugleich Fabrikklavin und Haussklavin ist.

In der Folge verbleibt den Arbeiterinnen sehr wenig Zeit, äusserst wenig körperliche und geistige Frische für das Organisationsleben. Dies einer der wesentlichsten Gründe, weshalb die Versammlungen der Frauenorganisationen so oft schlecht besucht sind und eine schläfrige Physiognomie zeigen; ferner spricht für die gemeinsame Organisation noch

4. „Die höhere materielle Leistungsfähigkeit . . . Die materiell schwache Frauengewerkschaft reizt die stumpfsinnig robotende Arbeiterin kaum zum Beitritt.“

Der Artikel schliesst mit den Worten:

„Gewiss, dass die gemeinsame Organisation der Arbeiter und Arbeiterinnen den Ersteren materielle Opfer auferlegt. Aber es sind dies Opfer, die gebracht werden müssen, wenn man die schlimmen wirtschaftlichen Folgen der kapitalistischen Ausbeutung der Frauenarbeit soviel beschränken will, als dies innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft durch die gewerkschaftliche Organisation geschehen kann. Es sind dies auch Opfer, die wohl belohnt werden, indem sie zusammen mit dem gesetzlichen Schutz der Arbeit wesentlich dazu beitragen, die Arbeiterin aus einer Schmutzkonkurrentin des proletarischen Mannes in eine Mitstreiterin für bessere Arbeitsbedingungen zu verwandeln. Die, welche ohne Rücksicht auf das Geschlecht vom Kapital unter den gleichen Bedingungen gleich hart und gewissenlos ausgebeutet werden, die Mühsal der kapitalistischen Frohn und die Entbehrungen der proletarischen Existenz tragen müssen: die gehören auch im Kampf gegen das Unternehmertum zusammen, sie müssen vereint marschiren und vereint schlagen.“

Im Anschluss an diese Ausführungen der „Gleichheit“ will ich hier einen Artikel aus No. 6 der **Allgemeinen Deutschen Universitäts-Zeitung** behandeln. H. von Pfister-Schwaighusen bespricht unter dem Titel:

„Zur Frauenbewegung, Gerechtigkeit erhöht ein Volk“, vom ethischen Standpunkte aus die Unterdrückung des weiblichen Geschlechts. Der Verfasser rügt zunächst, dass dem weiblichen Geschlechte „nicht mindestens ein theilweiser Einfluss auf Gestaltung des staatsbürgerlichen Lebens eingeräumt ward; zumal auch auf Erlass derjenigen Gesetze, die heute in einseitigster Parteilichkeit doch gerade das Rechtsverhältniss beider Geschlechter zu einander bedingen sollen.“

Sodann zeigt er in kurzen, aber eindringlichen Worten, dass der Mann keineswegs irgend welche „sittliche Befugniss“ hat, „dem Weibe dessen freie, gesellschaftliche, wirthschaftliche Stellung zu verkümmern.“ Dann heisst es weiter: „Da wird vorweg der klingende Ausspruch uralter Weisheit zum Besten gegeben — als ob für Andere das eine neue Offenbarung wäre — „des Weibes Bestimmung sei für's Haus!“ Ueberall im Leben ergänzen sich Rechte und Pflichten, und wann oder wo ein männlicher Gesetzgeber sich jener Berufung auf Verhältnisse einfachster Lebens-Führung bemächtigt, dann gehört als Forderung der Billigkeit auch die Kehrseite männlicher Pflichten hinzu. Wo das weibliche Geschlecht in seinem Erwerbe auf's Empfindlichste beschnitten werden soll und wirthschaftlich unterdrückt erhalten, da muss auch im Staate Zwang zur Ehe gehandhabt werden mit bestimmter Alters-Grenze; für dennoch unversorgt bleibende Weiber hätte das Gesetz aber staatliche Leibrenten zu bestimmen.

Wollen die Herren Weisheits-Verkündiger jedoch diese Folgen nicht bei mangelndem Billigkeits-Gefühle mit in Kauf nehmen, nun so mögen sie ihre unberufene Hand aus dem Spiele lassen! Unwürdig bliebe das ganze Verhältniss ja allerdings: entweder erzwungene Heirath, oder staatliches Almosen, oder aber Verhungern! Nur bei Leibe keine Freiheit der Berufswahl, kein Recht auf redlichen Erwerb nach eigenem Geschmacke für's Weib.

Wie Satans Pferdefuss blickt bei diesen Hofmeisternden Rittern der Ungerechtigkeit doch immer einige Scheu vor weiblichem Wettbewerbe mit hindurch. Und welche Entwerthung der Ehe! Also ein Nothhafen für's Weib gegen's Verhungern! Für beide Geschlechter fordert v. Pfister-Schwaighusen gleiche Freiheit. „Freiheit sei das grosse Lösungs-Wort beim Abwägen zwischen beiden Geschlechtern; nur in völliger Freiheit des Weibes mag auch die

Lösung dieser gesellschaftlich-wirthschaftlichen Frage gefunden werden.“

In seiner Einleitung, wo der Verfasser darüber klagt, dass von keiner Versammlung, keiner Partei für die volle Freiheit des Weibes eingetreten werde, schiesst er aber über das Ziel hinaus; die volle Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne ist eine alte, stets betonte Forderung der Sozialdemokratie.

Das „Sonntagsblatt für freien Geistes-austausch“ sieht sich durch die Besprechung, welche Herr von Egidy in der „Versöhnung“ der neu gegründeten „sozial-ethischen Vereinigung“ gewidmet hatte, zu folgender Ausführung veranlasst: „... nur durch Kämpfe geht die menschliche Entwicklung vorwärts und wer diesen Kämpfen wehren, von der Btheiligung an ihnen abhalten will, der hält die Kulturentwicklung auf. Dass sie die kulturgeschichtliche Bedeutung der Klassenkämpfe verkennen, den Klassenkampf als solchen für ein Uebel halten, ist der Grundirrtum der Christlich-sozialen, der Vereinigung für ethische Kultur, der Egidy'schen Versöhnungsbestrebungen und einer eben in Berlin neu gegründeten kleinen Vereinigung einer „sozial-ethischen Vereinigung“.

In No. 12 und 13 ist sodann ein Vortrag des Pfarrers Pflüger in Dussnang in der Schweiz abgedruckt: „Was das Christenthum einst war und was man daraus gemacht hat“. Der Vortragende fasst Jesus als Proletarier und das Urchristenthum als eine sozialistische Bewegung auf. Den folgenden Passus insbesondere könnten sich unsere Orthodoxen hinter den Spiegel stecken: „Die Kirche der Gegenwart gilt als Stütze der herrschenden Gesellschaftsklassen, das Urchristenthum galt bei den Grossen als eine Umsturz-bewegung; die Lehre Jesu war eine Frohbotschaft für die Armen; für den Kirchenglauben treten die Macht-haber und die Reichen ein; zu Jesus und seinen Jüngern drängte sich das Proletariat; heute dekretiren Monarchen, dass dem Volke die Religion müsse erhalten werden; das Urchristenthum war ein lebendiger Quell des Fortschritts, eine nach der Zukunft gewandte Bewegung, die Kirche der Gegenwart bildet ein konservatives Element, sie trägt ein nach der Vergangenheit gewandtes Antlitz.“ Und später heisst es: „In den Bestrebungen des Sozialismus ... liegt ein ethischer Kern, eine Realisirung christ-

licher Grundsätze. Es ist nichts anderes, als eine Konsequenz der ethischen Ideen Jesu, dass nun endlich einmal nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit die Arbeits- und Lohnverhältnisse in der Menschheitsfamilie reguliert werden.“

In No. 15 berichtet Th. von Wächter über eine in seiner Wohnung stattgehabte private Besprechung über die Gründung einer „christlichen Vereinigung“ im Sinne seines Aufrufs „Christen aller Bekenntnisse vereinigt Euch“. Wir entnehmen diesem Bericht folgende Ausführungen des Einberufers:

„... Das Christenthum hat nicht selbst Partei zu ergreifen, weder in den politischen noch in den Klassenkämpfen seiner Zeit, aber es hat zu sorgen, dass diese Kämpfe ohne jede persönliche Gehässigkeit, in voller Sachlichkeit und Freiheit geführt werden. Die christliche Vereinigung muss zeigen und lehren, wie man in jeder Partei sich als Christ bethätigen kann. Die Staatskirche darf ja aber nicht zugeben, dass man auch in der Sozialdemokratie Christ sein könne, kann also die Anhänger dieser grössten aller deutschen, ja aller Welt-Parteien nicht lehren, wie sie sich in ihrer Partei als Christen bethätigen sollen. Dies kann nur eine von aller Staats- und bestimmten Klassen-Abhängigkeit völlig freie christliche Vereinigung.“

Die „Hilfe“ bringt in No. 10 einen Aufsatz von O. Gruhl „Einiges vom Mansfield Haus“, den ausführlicher zu würdigen wir uns wegen Raummangels in voriger Nummer bis heute versparen mussten. Der Verfasser leitet seinen Aufsatz ein mit den Worten:

„Mansfield Haus — was ist das?“ Wenn ich antworten wollte, es ist eins der „Settlements“ in London, so dürfte der Frager schwerlich befriedigt sein. Denn, soweit ich weiss, ist das Settlement bei uns in Deutschland eine auch nur dem Namen nach wenig bekannte Erscheinung.“

Zunächst werden wir nun mit diesen „Settlements“ bekannt gemacht. „Das Settlement ist eine freie, gemeinsame Niederlassung von Angehörigen „höherer“ Stände, meist akademisch gebildeter Leute, mitten in den Stadtgegenden der Armut; gegründet in der Absicht, durch persönliche Antheilnahme an dem Leben „niederer“ Stände einerseits, durch Verbreitung jeder Art edler Bildung und Geselligkeit andererseits, nach allen Seiten anregend, anziehend, ausgleichend zu wirken. Den

Tag über gehen die „Ansiedler“ meist ihrem verschiedenen Beruf nach; der Abend gehört der sozialen Arbeit; nur Wenige sind natürlich in der Lage, der Arbeit des Settlements ihre ganze Zeit zu widmen.

Diese Settlements sind erst vor 1½ Jahrzehnten in's Leben getreten und in ihren Nebenzwecken, die sie mit dem vom Verfasser oben genannten Hauptzweck verbinden, recht verschieden.

So ist Toinbee Hall eine vollständige Volks-Universität, Oxford house speziell staatskirchlich und Bermoudsey settlement methodistisch, „Mansfield Haus“ dient, allerdings unter Betonung „lebendiger christlicher Religiosität“ und von Independenten (Freikirchlichen) gegründet, „der sozialen Wohlfahrt der niederen Stände“ als eigentlichem Hauptzweck.

Mansfield Haus liegt im äussersten Osten Londons, in einem innerhalb drei Jahrzehnte rasend schnell emporgewachsenen Stadttheil, Canning town, dessen Bevölkerung von über 100 000 Einwohnern aus den Familien von Fabrik- und Dockarbeitern besteht, die meist nur tageweise beschäftigt, bei stockender Schifffahrt meist ganz ohne Arbeit, in eintönigen Miethskasernen, welche der Bauspekulation ihr schmuckloses Dasein verdanken, eng zusammengedrängt wohnen, täglich den Hunger vor Augen; kein freier Platz mit freundlichem Grün, keine Erholungsstätte ausser der schmutzigen Schenke. Auf diesen Stadttheil bezieht sich auch das geflügelte Wort: „Die Hölle ist eine Stadt ungefähr so wie London.“

Der Gedanke, in diesem traurigen Stadttheil ein Settlement zu gründen, ging von Oxfordter Studenten aus. Zunächst sollte wenigstens ein Mann einen Monat hindurch dort stationirt sein.

Den ersten „Kolonisten“ hierfür zu finden, mag sicherlich sehr schwierig gewesen sein. Dieser erste Kolonist war Percy Alden, dessen Thätigkeit ein englisches Blatt wie folgt schildert:

„Er hält Vortrag über englische Litteratur und Staatswissenschaft; am Sonntag Nachmittag giebt er Unterricht in der heiligen Schrift, jetzt bereits 150 Schülern; bärtigen Männern — darunter sind Familienväter — bringt er die neue Kunde, dass 2 mal 2 gleich 4, lehrt sie buchstabieren und zeigt die geheimnisvolle Verbindung von Grund- und Aufstrich denen, die nie eine Feder in Bewegung gesetzt. Dies betrachtet er als seine interessanteste Thätigkeit. Doch ist er ebenso jeden

Augenblick bereit, zur laterna magica einen Vortrag zu halten oder zu einer Zuhörerschaft von Arbeitsmännern oder Fabrikmädchen zu reden.“

Aus diesem kleinen Anfang hat sich rasch ein bedeutendes Unternehmen entwickelt. Während an allen Wochenabenden die verschiedensten Unterrichtskurse stattfinden, welche recht gute Resultate erzielen, findet ausserdem an einem Abend eine Rechtsbelehrung statt, die so stark in Anspruch genommen wird, dass heute bereits drei Rechtskundige vollauf beschäftigt sind. Am Sonntag finden drei Versammlungen statt; Nachmittags um 3 Uhr ein Konzert oder Vortrag. Einige Stunden nachher findet ein eigenartiger Gottesdienst statt, über den O. Gruhl schreibt:

„Kein kirchliches Gebäude, kein Altar, keine Kanzel, kein Talar noch Liturgie, nicht einmal eine Predigt in unserm Sinn. Schriftlesung, Lied und Gebet fehlen natürlich nicht, die Predigt aber ist ersetzt durch einen Vortrag über irgend einen ernstesten religiösen Gegenstand, wenn möglich illustriert durch die Laterna magica: etwa Bilder aus dem Leben Jesu, oder über den Tod, das Gewissen, die brüderliche Zusammengehörigkeit aller Kinder Gottes etc. Der Erfolg hat den Versuch glänzend gerechtfertigt.“

Die Zahl der regelmässigen Besucher beträgt 1400. Abends findet dann wieder ein Vortrag, womöglich mit Diskussion oder ein Konzert oder bildliche Darstellungen statt; so oft es sich ermöglichen lässt, werden die Wochenabende zu gleichen Zwecken verwandt. — „Auch eine Gemäldeausstellung hat man einmal in's Werk gesetzt, und zwar mit einem Erfolge, der die kühnsten Erwartungen übertraf. Man zählte 130000 Besucher in weniger als drei Wochen!“

Der Raum verbietet mir leider, auf den persönlichen Verkehr der Mitglieder des Mansfield Haus mit ihrer Umgebung näher einzugehen. Gerade diesen persönlichen Verkehr halte ich für das Werthvollste. Da sind Klubs aller Art in der Arbeiterbevölkerung in's Leben gerufen worden, Männer- und Frauenklubs, Turn- und Musikvereine; da ist ein Logirhaus für 115 unverheirathete Männer jetzt kürzlich neu erbaut mit Bibliothek, Konzerten etc.; Krankenkassen sind in's Leben gerufen u. s. w. Ferner sucht das Settlement durch eine besondere Gruppe Einfluss auf die strikte Durchführung der zum Schutz der arbeitenden Klassen er-

lassenen Bestimmungen zu gewinnen, auf die Wohnungsfrage u. s. w.

Gerade dieser persönliche Verkehr und seine Konsequenzen sind für uns Deutsche das Werthvollste. Der öffentliche Unterricht fiel bei uns zum grössten Theil fort, das persönliche Wirken könnte aber wohl zur Nachahmung anreizen. Eine tatsächliche, dauernde Verbesserung ihrer Lage wird die Arbeiterklasse selbstverständlich nur auf dem Wege des Klassenkampfes erringen können, und jeder Einsichtige wird diesen Klassenkampf daher in erster Linie unterstützen müssen. Unbeschadet dieser direkten Unterstützung liesse sich aber im Sinne des Mansfield Haus — natürlich cum grano salis verstanden — in zwiefacher Weise wirken, man würde durch Verbreitung von Kenntnissen die Arbeiterschaft für ihren schweren Kampf ausrüsten helfen und andererseits in beiden kämpfenden Klassen die persönliche Gehässigkeit dieses Kampfes zum Heile Aller mildern können.

In No. 13 weist der bekannte Jenenser Pädagoge, Prof. Dr. W. Rein, in einem Aufsatz: „Die Schule ein Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie“ diese Zumuthung an die Schule energisch zurück unter gleichzeitiger Betonung der geringen Leistungsfähigkeit unserer heutigen Schule.

In No. 15 bringt Pfarrer Naumann einen Brief eines Lesers der „Hilfe“, in welchem Naumann zu scharfes Vorgehen gegen die Konservativen und zu laue Stellungnahme gegen die Sozialdemokratie vorgeworfen wird, nebst seiner Antwort zum Abdruck. In dieser Antwort geht Naumann den Konservativen scharf zu Leibe; er betont, dass er werktätiges Christenthum verlange: „Jesus hat, wenn ich meinem Eindruck offene Worte verleihen darf, wenig Konservatives an sich“. Am Schluss sagt Naumann: „Wenn die Konservativen einmal für das freie Koalitionsrecht der Arbeiter eintreten werden, dann werde ich zugeben, dass ich sie schlechter beurtheilt habe, als sie sind“.

F. H.

Wie die wohlstandigen Christen Englands ihr Christenthum bethätigen, zeigt die Märznummer der „Free Review“ in einem interessanten Aufsatz über die Erfolge des christlichen Bekehrungseifers in China. Die pekuniäre Unterstützung der Missionsthatigkeit gilt in dem frommen England für ganz besonders „respektabel“; im Jahres-Durchschnitt werden hier für das chinesische Missionswesen allein an die

6 000 000 Mark aufgebracht. Die Chinesen zeigen indess eine grosse Unbesorgtheit um ihr ewiges Seelenheil. Ein Dr. Morrison, der auf sehr eingehenden Studienreisen das Reich der Mitte kennen gelernt und seine Eindrücke neuerdings in Buchform („An Australian in China“) veröffentlicht hat, bringt über die minimalen Erfolge der Mission, auf die Missionsberichte selbst gestützte, zahlenmässige Angaben. Danach haben die 1500 protestantischen Missionare jährlich etwa 3100 Bekehrungen zu verzeichnen, jeder einzelne Missionar „rettet“ also im Durchschnitt etwas mehr als zwei Chinesenseelen im Jahr. Und dabei sind die Doppelbekehrungen (denn mancher Heide findet es aus sehr irdischen Gründen vortheilhaft, sich öfters bekehren zu lassen) mitgerechnet. Der Grund liegt übrigens in keiner persönlichen Feindseligkeit des Volkes gegen die Missionare. Im Gegentheil. Nach Dr. Morrison ist die Haltung der Chinesen gegenüber den christlichen Missionaren als Personen in Tongchuan durchaus freundschaftlich, aber ebenso gleichgültig auch gegenüber der von ihnen vertretenen Religion. „Wie irgend ein Handelsmann hat der Missionar durchaus das Recht, seine Waare anzubieten, aber — so meinen die Chinesen — er darf nicht erstaunt sein, wenn er für seine Waare, die dem heimischen Religionsprodukt ebenso weit nachsteht, wie der barbarische Ausländer dem Sohn des Reiches der Mitte allgemein nachsteht, nur schwer Abnahme findet.“ Ein ganz ziviler und vor Allen auch sehr „patriotischer“ Standpunkt! Die Engländer denken ihrerseits doch genau ebenso. Die Konkurrenz zwischen der Missionsthätigkeit der verschiedenen christlichen Sekten, von denen jede die Gottheit unter einem anderen Namen verehrt, trägt natürlich auch wenig dazu bei, die Chinesen aus ihrer Verstocktheit herauszubringen. Sie verstehen nicht die Rivalitäten zwischen den Christen, „die doch alle so um ihr Seelenheil bangen,“ und ämüsiren sich im Stillen nur darüber. In der ganzen Provinz Yunnan, bei einer Bevölkerung von 5 bis 7 Millionen von durchaus ruhigem, friedlichem Charakter, haben 18 Missionare in 8 Jahren ganze 11 Chinesen bekehrt.

Alle diese Thatsachen werden natürlich die Engländer nicht abhalten, ihr überschüssiges Christenthum für theures Geld auch weiterhin nach dem Ausland zu exportiren. „In den Missions-Versammlungen von Exeter-Hall — so schliesst der Artikel — ist mehr Freude über die Be-

kehrung eines ungebildeten Kuli, der zudem vielleicht noch bei einem Missionar in Lohn und Beschäftigung steht, als über Schutz und Hülfeleistung für 1000 beschäftigungslose Londoner Arbeiter.“ Der Export des Christenthums ist jedenfalls eine angenehmere Sache, als der Versuch, auch nur einige seiner ethischen Grundsätze ein ganz klein wenig im öffentlichen Leben der Heimath selbst zu praktizieren.

Dr. Sch.

Der Sozialist bringt in No. 14 einen Leitartikel „Vom Duell“. So sehr man auch gewöhnt ist, die Duellfrage oberflächlich erörtert zu sehen, wird man doch von einer so saloppen Behandlung, wie der vorliegenden, unangenehm berührt. Da der „Vorwärts“, worin jeder vernünftige Mensch ihm beistimmen wird, das Duell prinzipiell verworfen hat, muss der Sozialist es natürlich in Schutz nehmen, und da heisst es denn: „Und vor allem ist es geradezu widerwärtig und gemein, wenn eine Partei, in deren Programm der berühmte Satz steht: „Religion ist Privatsache“, das Duell nicht gleichfalls als eine Privatsache der beteiligten Personen betrachten will, wenn Leute, die sich immer noch ab und zu Revolutionäre nennen, es zwei Menschen verwehren wollen, nach eigenem Belieben über ihr eigenes Leben und ihren Tod verfügen zu können.“

Gleich hier möchte ich dann noch eine spätere Stelle anführen: „Es bleibt dabei: wir sind keine Hetzer und Demagogen, Prediger sind wir vielmehr und Aufklärer.“

Der Verfasser des Artikels scheint auch zu den Leuten zu gehören, von denen einmal ein dem „Sozialist“ nahestehender Herr, der wohl auch gelegentlich für das Blatt gearbeitet hat, zu mir sagte: „Die meisten dieser deutschen Anarchisten sind Epigonen des Liberalismus.“ In No. 16 bespricht G. Landauer die „Stellungnahme zum internationalen Kongress“. Im Namen der Anarchisten erklärt er, dass solche Kongresse für sie natürlich nicht als Arbeiter-Parlamente Interesse haben könnten, sondern lediglich als „eine Manifestation der internationalen Solidarität, ein Akt des Protestes gegen die internationale Ausbeutung und Beherrschung, eine Gelegenheit mit Gesinnungs- und Kampfgenossen, die unsere Bestrebungen sonst nur vom Hörensagen und durch entstellte Berichte kennen, zusammenzutreffen und sich kennen und schätzen zu lernen.“ Die letzten Zeilen enthalten nun zwar eine besondere Auffassung von den Kongressen, aber über

den Werth, den es für die Herren hat, sich kennen und schätzen zu lernen, vermögen wir uns keine Meinung zu bilden. Es kann ja sein, dass dieser Werth den „parlamentarischen“ der Kongresse bei weitem überwiegt. Chi lo sa? Nach einem kurzen Rückblick auf die Entstehung und den bisherigen Verlauf der internationalen Kongresse, heisst es dann: „Es ist gar keine Frage, dass die Züricher Bestimmung nicht bloß gegen uns Anarchisten, sondern ebenso auch gegen Nieuwenhuis und den ganzen holländischen Sozialistenbund sich richtete, und dass in London der Versuch gemacht wird, auch unsere holländischen Freunde von dem Kongress auszuschliessen.“

Also Herr Nieuwenhuis ist kein Anarchist? Wohl gar eingefleischter, orthodox-marxistischer Sozialdemokrat?

Des weitern wird dann gesagt, dass die Züricher Ausschluss-Klausel für den Londoner Kongress nicht massgebend sei, die Bestimmungen des Londoner Komités seien nur provisorisch; der Verfasser glaubt, es sei Aussicht vorhanden, dass die Klausel nicht angenommen werde. Dann aber wird gedroht: „Findet sich nämlich eine Majorität, die den Standpunkt der Bebel'schen Ausschlussklausel (Zürich) einnimmt, so werden wir Anarchisten auf Konsequenz dringen. Wir werden verlangen, dass nicht nur wir, sondern jeder einzelne Kongress-theilnehmer, bevor er zugelassen wird, nach seinem Glaubensbekenntniss in Sachen des Parlamentarismus gefragt wird. Wird die Züricher Klausel konsequent durchgeführt, so führt das zu nichts geringerem, als zu einer Spaltung des Internationalen Kongresses. Die gesammte sehr bedeutende Minorität des Züricher Kongresses, soweit sie wieder anwesend sein wird, wird beinahe von dem Ausschluss betroffen werden, d. h. die Holländer, die Mehrheit der Franzosen, ein Theil der übrigen romanischen Delegirten und — vor allem diesmal, wo der Kongress in England selbst stattfindet — ein sehr grosser Theil der Engländer. Dann bleiben die Herren Parlamentarier und Marxisten hübsch friedlich unter sich — und wir andern eröffnen den Neuen internationalen Arbeiter-Kongress, der jeder Richtung des kämpfenden Proletariats offen sein wird.“

Dazu seien einige Bemerkungen erlaubt. Findet die Klausel Anwendung (was uns ziemlich gleichgültig erscheint), dann werden die davon betroffenen Herren

wohl weder auf Konsequenz noch auf sonst etwas zu „dringen“ haben. Die Spaltung haben die Herren bei jeder Gelegenheit prophezeit; Prophezeiungen, die sich stets wiederholen, aber stets nicht eintreffen, werden auf die Dauer langweilig. Welch eine Uebertreibung (oder Unkenntniss der Verhältnisse?) liegt in den Worten „die Holländer“. Seit wann repräsentirt denn die immer mehr zurückgehende Nieuwenhuis'sche Richtung die Holländer? — Zum Schluss heisst es: „Und wer in Zürich selbst gewesen ist, der weiss, welchen Werth es hatte, dass die ausländischen Sozialisten uns haben kennen lernen.“ Darüber vermögen wir uns natürlich wieder keine Meinung zu bilden. — Dieselbe Nummer bringt einen beachtenswerthen Artikel „Freies Eigenthum“, auf den einzugehen uns zu weit führen würde, auf den wir aber unsere Leser aufmerksam machen wollen, ohne dadurch dem Verfasser in seinen Ausführungen beizustimmen.

F. H.

Bühne und Kunst.

Die Arbeiter-Bildungsschule, welche durch ihre auf Belehrung gerichtete Bestrebungen bereits sehr in Anspruch genommen ist, hat auch noch die schwierige Aufgabe auf sich genommen, das Erbe der Freien Volksbühne anzutreten. Sogleich Theatervorstellungen zu geben, war zur Zeit nicht möglich, und so beschloss man, um keine Zeit zu verlieren, die Lücke durch Veranstaltung von musikalischen Abenden auszufüllen. Um gleichzeitig Musik und Litteratur zu pflegen, hatte man den glücklichen Gedanken, einen „modernen Dichter- und Komponisten-Abend“ zu veranstalten.

Den Text zu den Liedern bildeten Schöpfungen unserer modernen Dichter. Der Abend, den ein Vortrag von Herrn Schulz einleitete, bot sehr gute Leistungen; der Besuch war ein überaus zahlreicher.

F. H.

Fidulitas,

„Was ist ein deutsch-nationaler Student, der Satisfaktion giebt?“

„Wehrhaft.“

„Was ist ein jüdischer Student im gleichen Fall?“

„Ein Panksemit.“

(Aus einem noch unveröffentlichten Lehrbuche „Antisemitisch-akademische Logik.“)